

BERND D. BEHNK

# MEIN OPA WAR DABEI

EINE BIOGRAPHISCHE ERZÄHLUNG ÜBER DIE  
METAMORPHOSE EINES OSTPREUSSISCHEN LANDWIRTS  
IN EINEN AKTEUR BEIM HOLOCAUST UND DESSEN  
ERNEUTE WANDLUNG ZUM RECHTSCHAFFENEN  
BUNDESBÜRGER UND HERZENSGUTEN GROSSVATER

Die Monstrosität der Taten  
verschleiert den Blick auf die Schuld der Täter

OMNIPRESS

Stuttgart



# IMPRESSUM

© 2021 Bernd D. Behnk  
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: C. S. Zimmermann  
Cover: Benjamin J. R. Behnk  
Druck: buecherdrucken24.de  
ISBN: 978-3-9823531-9-7

OMNIPRESS Verlag Stuttgart

[info@omnipress.de](mailto:info@omnipress.de)  
[www.omnipress.de](http://www.omnipress.de)

# DAS TANNENBERG NATIONALDENKMAL

Im Jahr 1924 gründete der Vorsitzende des ostpreussischen Provinzial-Kriegervereins, Generalmajor a. D. Johannes Kahns, einen Denkmal-Ausschuss, der 1924 die Arbeit aufnahm. Das Denkmal in der Nähe des Heimatortes meines Opas wurde dann am 18. September 1927 vom Reichspräsidenten Paul von Hindenburg eingeweiht.

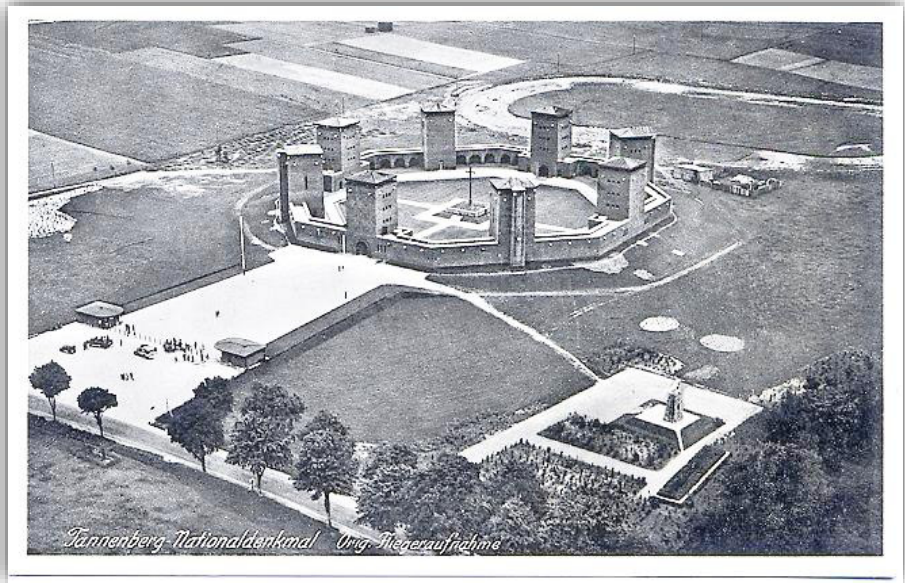


Abb.: Ansichtskarte Nationaldenkmal Tannenberg bei Hohenstein in Ostpreussen

Es war als Sammlungspunkt konzipiert wo fortan Massenveranstaltungen abgehalten wurden, wobei sich alles um das Kreuz scharte, welches in der Hofmitte über Soldatengräbern errichtet worden war. Vier von acht Türmen, waren nach den Himmelsrichtungen ausgerichtet. In denen waren Torbögen eingelassen, durch die sich alle Wege in der Mitte des Innenhofes trafen. Dieses, eigentlich als Mahnung und zum Gedenken an die um Tannenberg gefallenen Soldaten des I. Weltkriegs errichtete Denkmal, wurde sieben Jahre danach von den Nationalsozialisten zu einer nationalen Kultstätte umgeformt, an der sie dann Hass und Revanchismus predigten. Nach Hindenburgs Tod am 2. August 1934 bestimmte Hitler das Tannenberg Denkmal zu dessen Grablege. Deshalb wurde das Monument an die Kultanforderungen Hitlers und denen der Nationalsozialisten angepasst. Nach diesen umfassenden, zweijährigen Umbaumaßnahmen, bei denen sich ein Steinmetz tödlich verletzte, fand am 7. August 1934 unter gewaltigem propagandistischem Aufwand die Beisetzung des kurz zuvor verstorbenen Reichspräsidenten Hindenburg statt. Hitler rief dabei: "Toter Feldherr, geh' nun ein in Walhall!" Das zentrale Kreuz, als Symbol des Christentums, wurde von den Nationalsozialisten entfernt.

Das Denkmal steht symbolhaft auch für die Wandlung meines Opas  
in einen überzeugten Anhänger des Nazi-Kults.  
Diese Gesinnung liess ihn wohl auch zum Täter werden.

Davon handelt dieses Buch.

# DER AUTOR UND SEIN BUCH



Bernd D. Behnk, Jahrgang 1951, Photograph, Journalist und Filmemacher wurde in Schleswig an der Schlei geboren. Er hat eine Frau, vier Söhne, eine früh verstorbene Tochter und seinen Kater Che. Im Alter von drei Jahren, zog seine Familie in das Ruhrgebiet, wo nach dem II. Weltkrieg Arbeitskräfte händeringend gesucht wurden. Dortmund, Herne, Bochum und Wanne-Eickel waren dort die Orte seiner Kindheit und Jugend. Hier besuchte er auch die Volksschule, danach das Pestalozzi-Gymnasium und anschliessend machte er eine Ausbildung zum Einzelhandelskaufmann in der Rundfunk- und Fernsehbranche. In den 50er und 60er Jahren verbrachte er, oft und gern, seine Ferien bei den geliebten Grosseltern in Hagen in Westfalen.

Abb.: der Autor dieses Buches 1955

Gerade achtzehn geworden, wechselte der Autor aus Überzeugung wegen der dort fehlenden Wehrpflicht und beruflich nach West-Berlin in eine kaufmännische Anstellung im Hause Siemens, heiratete, absolvierte berufsbegleitend eine Abendschule und fand danach eine neue berufliche Aufgabe in der damals noch sehr jungen und aufstrebenden Computerbranche, im Vertrieb von Datenverarbeitungsanlagen und Software bei Olivetti in Berlin. Im Jahr 1976 machte er sich mit der Entwicklung und Herstellung von Terminalsyste men für Time-Sharing und Fertigungssteuerung, sowie von kommerzieller Anwendersoftware selbstständig. Zwanzig Jahre später, nachdem Computer bereits ein Massenartikel geworden sind, begeisterte er sich, nachdem ihm eine Leica-Camera, Baujahr 1936, geschenkt wurde, für die Photographie und wurde freier Photojournalist. Mit dem Erscheinen der ersten, in Full-HD aufzeichnenden DSLR-Camera »EOS 5D MK II«, im Jahr 2009, begann er mit Videoproduktionen und Filmreportagen, meist von Jazz-, Soul- und Blues-Livekonzerten.

Seine Grosseltern mütterlicherseits wohnten seit dem Jahr 1954 in Hagen in Westfalen. Dieser Grossvater Gustav, ist auch der Protagonist der hier vorliegenden biografischen Erzählung. Sie umfasst eine Zeitspanne von 1731/1732 der Vertreibung der evangelischen Vorfahren aus dem Salzburger Land, über die Ansiedelung und das Leben der Familie in Ostpreussen, bis hin zu deren Flucht am Ende des II. Weltkriegs nach Schleswig-Holstein, sowie dem Neuanfang in Westfalen ab Mitte der fünfziger Jahre - dem Beginn des Wirtschaftswunders.

Im Frühjahr 2016 verdichteten sich für den Autor die Hinweise darauf, dass dieser Grossvater während des Krieges beim Holocaust involviert war. Deshalb begab er sich auf eine Spurensuche nach der Wahrheit.

Das vorliegende Buch erzählt diese Geschichte, die Suche und es stellt die Geschehnisse, sowie die NS-Verstrickungen des Grossvaters in zeitgeschichtlichem Zusammenhang dar.

# INHALT

VORWORT .....	1
PROLOG .....	9
Geh in ein Niemandsland .....	19
Familienaufstellung .....	21
Die Autobahnfahrt .....	23
Die verspätete Ankunft .....	43
Die Fährte .....	45
CHRONIK .....	47
Heimatkunde .....	49
Die neue Heimat .....	59
Das neue Leben .....	71
Die neue Zeit .....	97
RECHERCHE .....	109
Das Berlin Document Center .....	115
Die Ideologie .....	123
Die Vorbereitung .....	127
Das Reichskommissariat Ostland .....	135
Der Geheime Bericht .....	141
WELTKRIEG .....	149
Die Ausbildung .....	151
Der Polenfeldzug .....	171
Das Reserve-Polizeibataillon 11 .....	171
Die Partisanenbekämpfung .....	179
Die Enterdung - Sonderaktion 1005 .....	197
Die Endzeit .....	199
Der Endkampf .....	241
Der Zusammenbruch .....	255
Götterdämmerung .....	301
Die Neue Welt .....	327
EPILOG .....	335
ANHANG .....	A - 1
Abkürzungen .....	A - 2
Namensliste .....	A - 4
Stammbaum des Protagonisten .....	A - 5
Literaturhinweise .....	A - 7
Abbildungen .....	A - 9
Karten .....	A-17

# VORWORT

Da ich selbst zum Jahrgang 1951 gehöre, war ich noch ziemlich dicht dran am Zweiten Weltkrieg und durfte dessen fatale Auswirkungen auch nach Kriegsende noch unmittelbar miterleben. Diese waren anfangs noch: grosse Wohnungsnot, verbunden mit sehr beengten, einfachen Wohnverhältnissen, die sparsame Lebensführung, der Anblick von Ruinenfeldern, Barracken und sogenannten Nissenhütten, sowie die vielen, vom Krieg noch sichtbar gezeichneten Häuser.

An selbst erfahrenen Hunger kann ich mich jedoch nicht erinnern, was aber sicher auch an der klugen Haushaltsführung meiner Mutter, deren Sparsamkeit, dem Arbeitsfleiss und dem Erfindungsreichtum unseres Vaters, sowie nicht zuletzt auch an den umfangreichen Naturalienlieferungen aus dem Garten und gepachteten Feldstücken meiner Grosseltern lag. Übrig gebliebenes Essen und auch altes Brot wurde damals verwertet und zum Beispiel zu einer leckeren Brotsuppe verarbeitet und Essen oder die Pausenbrote niemals weggeworfen.

Auch bei der Bekleidung übte man sich noch bis zum Ende der fünfziger Jahre in Bescheidenheit. So war es damals selbstverständlich, dass ich teilweise auch die »zu klein gewordene« Kleidung des älteren Bruders auftragen durfte und dass Socken, Hosen, Hemden und Jacken immer wieder geflickt wurden, sobald sich ein Loch, ein Riss oder ein Winkelhaken zeigte. Pullover, Handschuhe und Schals wurden aus aufgeribbelter Wolle gestrickt und die unsäglichen Leibchen, ein Graus für jeden Jungen, wurden meist aus alten Hemden geschneidert. Zudem war es üblich, die Nylonstrümpfe der Mutter zur Aufnahme von Laufmaschinen, für je 10 Pfennig, zum Kurzwarenladen zu bringen. Ganz schlimm wurde es aber, wenn die durchgescheuerten Ellenbogen an unseren Jacken, Sakkos und Pullovern mit gruseligen Kunstlederflicken *verschönert* wurden. Selbst als Kind und Jugendlichem war einem dies äusserst peinlich.

Das »Dritte Reich« war damals sowohl in der Familie, als auch in der Schule oder unter den Spielkameraden und mit Freunden lange Zeit kein Gesprächsthema. Erst mit der gleichnamigen Fernsehdokumentation über die Gräueltaten der Nazis und mit den ausführlichen Berichten über den Eichmannprozess in Jerusalem, begann Anfang der 60er Jahre mein erstes Wissen darum, was unter den Nazis und im Zweiten Weltkrieg geschehen war. Auch die Frankfurter Auschwitzprozesse, auf Initiative des hessischen Generalstaatsanwalts Dr. Fritz Bauer, brachten in den Jahren 1963-1965 viele grauenhafte, weitere Details ans Licht der Öffentlichkeit. Hingegen hielt sich der Verfolgungseifer anderer Staatsanwaltschaften und Gerichte bei nationalsozialistischen Gewaltverbrechen [NSG] damals noch sehr in Grenzen.

Mein zwei Jahre älterer Bruder und ich durften, beziehungsweise sollten, damals die Fernsehberichte mit dem Segen der Eltern anschauen, aber darüber gesprochen wurde danach nicht gross. Man erfuhr zwar, dass unser Vater schon mit 17 Jahren FlaK-Helfer wurde und dass unser Opa Polizist war und später als Soldat auch noch an die Ostfront

musste, aber das war es dann auch schon mit den Auskünften und »in diesem Krieg musste schliesslich fast jeder als Soldat ran.«

Es fiel mir damals aber nicht im Traum ein, dass mein Grossvater mit den Ghettos, den Konzentrationslagern oder gar mit der Ermordung von Juden, auch nur im Geringsten etwas zu tun gehabt haben könnte. Schliesslich waren es ja nur die schwarzen SS-Männer, die mit dem Totenkopf, welche den Holocaust in den Konzentrations- und Vernichtungslagern im Osten, weit weg vom Reichsgebiet betrieben haben. Unisono erklang damals die Sage: „Das haben die Deutschen nicht gewusst.“ und „Wenn dies der Führer erfahren hätte, das hätte er niemals erlaubt.“ Und dann müsse man noch zu unterscheiden wissen, dass „die Männer der Waffen-SS ja auch nur Soldaten waren die, wie alle anderen auch, an der Front kämpften.“ Das waren angeblich ja nur „unsere deutschen Elitesoldaten, die wegen ihrer grossen militärischen Erfolge, ihrer Tapferkeit und wegen ihrer Kampfkraft vom Feind gefürchtet und gehasst waren.“ Obendrein wurde hierzulande viel zu lange die Mär von der „sauberen“ Wehrmacht gepflegt, verkündet und verteidigt.

Dann schauten sich ab 1995 anderthalb Millionen Besucher die Ausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht an. Diese löste bei einigen einen Sturm der Entrüstung aus, vor allem aber bei den alten Kämpen. Der Fernsehjournalist Rüdiger Proske machte sich damals die Bekämpfung der Ausstellung und die Kritik an deren Machern zur Aufgabe und gab dazu eine etwa 100 Seiten starke Streitschrift mit dem Titel *„Wider den Missbrauch der Geschichte deutscher Soldaten zu politischen Zwecken“* heraus. Selbst unser SPD-Alt-Bundeskanzler Helmut Schmidt erklärte in einem Interview mit der *Welt am Sonntag* vom 21. Dezember 1997: „Der deutsche Soldat hat für seine Heimat tapfer und anständig gekämpft. ... Die Wehrmacht war ein grossartiger Kampfverband, der hinsichtlich Moral...“ Dem Leutnant der Reserve, der ab 1941 selbst als Offizier in der FlaK-Abteilung einer Panzer-Division an der Ostfront diente, ist da wohl so einiges entgangen oder er wollte sich einfach nicht mehr daran erinnern. Jedenfalls hielt auch Helmut Schmidt bis zu seinem Tod an diesen Behauptungen fest.

Erst am Ende der 80er Jahre zeichnete sich in breiten Kreisen der deutschen Gesellschaft ein Wandel in ihrer Einstellung gegenüber der NS-Vergangenheit ab und inzwischen hat sich das Bild der NS-Zeit fundamental geändert. Durch den Zugang zu den Quellen im Osten Deutschlands, sowie in den ehemaligen Sowjetrepubliken, hat sich ausserdem das Wissen über die Aktivitäten der Wehrmacht und der Polizeieibataillone sehr erweitert.

Zum Meinungswechsel beigetragen haben aber sicher auch das umfangreiche Buch des amerikanischen Historikers Christopher R. Browning *„Ganz normale Männer“* von 1993, sowie die kontroverse Antwort darauf, *„Hitlers willige Vollstrecker“* 1996, von Daniel Jonah Goldhagen. Dessen neue Thesen stiessen in den Medien und bei Historikern, sowohl in Deutschland, als auch international, zwar auf heftige Reaktionen und meist auf Ablehnung, rückten das Thema aber noch ein Stückchen weiter in das Bewusstsein der Öffentlichkeit.

Als regelmässiger SPIEGEL-Leser verfolge ich nun seit über 40 Jahren alle Artikel zum Thema Holocaust und so entging mir auch die Berichterstattung über diese beiden Bücher nicht. Als dann, so um das Jahr 2010 herum, bei meinen ersten Recherchen zur eigenen Familiengeschichte im Zusammenhang mit dem Lebenslauf meines Grossvaters Begriffe wie: »Partisanenbekämpfung«, »Weissrussland«, »Einsatzgruppen«, »Polizei«, »Polen« und »Lager« auftauchten, bekam ich plötzlich so ein leises Hintergrundrauschen im Kopf. - Da war doch was! So begann ich, mich um weitere Fakten, Hinweise, Aufzeichnungen und um Dokumente zu bemühen. Ich beschaffte mir deshalb, neben den beiden bereits oben genannten Publikationen, weitere aktuelle Literatur zu diesem Komplex.

Unter anderem:

- von 1999, Christian Gerlach: *„Kalkulierte Morde - Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik, Weissrussland 1941 bis 1944“*
- von 2005, Stefan Klemp: *„Nicht ermittelt - Polizeibataillone und die Nachkriegsjustiz“*
- von 2006, Wolfgang Curilla: *„Die deutsche Ordnungspolizei und der Holocaust im Baltikum und in Weissrussland 1941-1944“*

Zu meinem grossen Erstaunen konnte ich aber auch feststellen, dass es bereits weit früher einige Buchveröffentlichungen gegeben hat, die sich mit diesem Thema befasst haben und teilweise auch schon die dazugehörigen Quellen und Dokumente im Volltext enthielten.

Zum Beispiel in der Reihe *Bücher des Wissens* im Fischer Verlag: *Der Nationalsozialismus - Dokumente 1933-1945*, herausgegeben und kommentiert von Walther Hofer, erschienen von 1957 bis 1960 in einer Gesamtauflage von immerhin 300.000 Exemplaren. Bereits dort finden sich viele Hinweise und Dokumente zum Holocaust sowie den Erschiessungen durch Polizeieinheiten und durch die Einsatzgruppen. Die Akten waren damals noch über mehrere Archive verstreut. Das US-amerikanische *Berlin Document Center BDC* in West-Berlin, war auch nur nach Überwindung einiger Hürden einzusehen. Aber wenn man davon ausgehen kann, dass das genannte Buch je Exemplar sicherlich von mindestens zwei Leuten gelesen wurde, wussten also bereits vor 1960 weit mehr als eine halbe Million Deutsche über viele Details dieser Verbrechen gut Bescheid - neben den vielen tausend Tätern - versteht sich.

Eine der neueren Abhandlungen ist das Buch des französischen Priesters Pater Patrick Desbois *„The Holocaust by Bullets“* von 2008 und die Übersetzung mit dem Titel *„Der vergessene Holocaust - Die Ermordung der ukrainischen Juden“*, erschienen 2010 im Berlin Verlag. Bereits am 14. Februar 2009 wurde dieses in einer ausführlichen Rezension der ZEIT als *Buch der Woche* vorgestellt. Ein Zitat aus dieser Buchbesprechung:

»Am 15. Mai 1942 trieben ukrainische Polizisten auf Befehl der deutschen Besatzungsmacht die Juden des ukrainischen Städtchens Sataniw zusammen, die damals die Hälfte der Einwohnerschaft ausmachten. Die Menschen wurden in einem grossen Keller unterhalb des Marktplatzes zusammengepfercht. Dann

entzündeten die Deutschen Heu, um die Eingeschlossenen mit Rauch zu ersticken, verschlossen den Eingang und bedeckten ihn mit zwei Metern Erde. Noch vier Tage, so berichten die Einheimischen, habe sich anschliessend der Erdboden des Marktplatzes bewegt, weil die Eingeschlossenen verzweifelt versuchten, der tödlichen Falle zu entkommen. Erst am fünften Tag waren alle erstickt. Niemand hatte ihnen geholfen, und erst zwölf Jahre später, 1954, wurde dieser Keller wieder geöffnet.

Hunderte Geschichten wie diese hat Patrick Desbois zusammengetragen, seit er im Jahre 2000 erstmals die Ukraine systematisch bereiste. Jahrelang befragte er ältere Augenzeugen und Überlebende des Massenmords an den ukrainischen Juden und protokollierte sorgfältig die Gespräche, welche auch den Kern des vorliegenden Buches ausmachen. Deren Lektüre ist so beklemmend, dass der Rezensent sie nur etappenweise bewältigen konnte.«

Ich stiess aber noch auf ein weiteres Buch mit authentischen Berichten vieler Zeitzeugen. Von Paul Kohl, erschienen im Fischer Verlag, Frankfurt / Main 1995 *„Der Krieg der deutschen Wehrmacht und der Polizei 1941-1944, Sowjetische Überlebende berichten.“* mit einem Essay von Wolfram Wette. Anstoss zu diesem Buch gab der Auftrag des *Sender Freies Berlin* für ein Feature mit dem Titel: *„Steh auf! Es ist Krieg!“* Hierfür setzte sich der Autor auf die Spur der Heeresgruppe Mitte und bereiste ab 1985 die betroffenen Gebiete in der Ukraine, Weissrussland und in Russland. Paul Kohl führte dort Interviews mit Überlebenden und Zeugen. Er konnte dabei bisher nirgendwo veröffentlichte Fotos und Dokumente einsehen und er suchte Orte auf, wo bis heute noch Spuren und Artefakte der Taten, der Täter und der Opfer zu finden sind.

Zuvor hatte er aber auch schon in seiner eigenen Familie herumgefragt. Paul Kohls Vater war im Krieg ebenfalls Mitglied eines Polizeibataillons in Polen und sprach später darüber euphemistisch vom »Bandenkampf« bei den Unternehmungen gegen »Partisanen«, und von »Säuberungs- und Befriedungsaktionen« in den Dörfern und Ghettos. Auf die Frage seines Sohnes, was sie denn mit diesen Menschen gemacht haben, reagierte dieser nur mit einem Achselzucken und sein Onkel antwortete auf derartige Fragen über seinen Einsatz an der Ostfront nur: »Wir haben lediglich Befehle ausgeführt. Das war damals eben so. ... Wo gehobelt wird fallen Späne. ... Auch Menschen.« Dies ist durchweg ein Neusprech<sup>1</sup> der Täter.

Ich selbst habe innerhalb meiner eigenen Familie ebenfalls fast gleichlautende Antworten erhalten, wenn es um meinen Grossvater ging. Aber weder Paul Kohl, noch ich, konnten, oder wollten uns mit derartigen »Antworten« zufriedengeben, und deshalb habe auch ich weiter geforscht. Als Ergebnis meiner eigenen Recherchen, halten sie nun dieses Buch in den Händen. - Jedenfalls hoffe ich, dass es auch erscheinen wird.

---

<sup>1</sup> Der Ausdruck »Neusprech« stammt aus dem Zukunftsroman »1984« von George Orwell und bezeichnet eine Sprache, die aus politischen Gründen künstlich und meist euphemistisch modifiziert wurde.

Beim Autor Paul Kohl dauerte es fast zehn Jahre vom Beginn seiner Reise im Jahr 1985, bis es dann 1995 bei Fischer in der »Schwarzen Reihe« endlich erschienen ist. Zuvor hat er wohl 32 Verlage von Hamburg bis München angeschrieben und den Text auch als Vorabdruck dem Spiegel und dem Stern angeboten. Er sei dort überall aber lediglich auf müdes Desinteresse gestossen.

Einer der Lektoren fragte sogar ironisch bei ihm nach, ob er denn sein Manuskript bereits *sämtlichen* 1.900 westdeutschen Verlagen angeboten habe. Vielleicht hat sich dieser Lektor ja im Nachhinein auch etwas geärgert, als er kurz darauf die Auflagen- und Verkaufszahlen von Daniel Goldhagens „*Hitlers willige Vollstrecker*“ und von ähnlichen Büchern erfuhr.

Wie Kohl, liess auch ich mich von all diesen Schwierigkeiten beim Schreiben meines Buches nicht entmutigen. Die Zeiten haben sich zwischenzeitlich ja ein wenig geändert und im Unterschied zu den mir bisher bekannten Werken, wollte ich hier nicht nur eine neu sortierte Dokumentensammlung über die inzwischen weitgehend ausgeforschte Beteiligung deutscher Polizeibataillone an Kriegsverbrechen und dem Holocaust vorstellen. Vielmehr unternehme ich in meinem Buch den Versuch, den Werdegang und die Beteiligung einer einzelnen Person, nämlich der meines Grossvaters, ausführlich und für Aussenstehende nachvollziehbar aufzuzeichnen. Diese Geschichte erstreckt sich von der Ansiedlung meiner mütterlichen Familie im 18. Jahrhundert in Ostpreussen im Kreisgebiet Osterode, bis hin zu Geburt, Leben und Tod des Protagonisten - meines Opas - sowie darüber hinaus. Hierbei halte ich es für erforderlich, auch die historischen Umstände eingehend zu beleuchten und meine Schilderungen mit Quellenangaben und mit Textpassagen aus den dazugehörigen Dokumenten zu versehen.

Da aber, sowohl eigene Erinnerungen, als auch die anderer Zeitzeugen im Laufe der Zeit verblassen und oft auch von der jeweils eigenen Sicht der Dinge eingefärbt, sowie von ganz persönlichen Sichtweisen und Meinungen überlagert sind, suchte ich nach möglichst vielen, ergänzenden Quellen zu meinen Texten.

Mit dem „*Kreisbuch Osterode*“ fand ich zum Beispiel ein Kompendium und zugleich eine umfangreiche Wissensdatenbank, über genau die Region in Ostpreussen, aus der meine mütterlichen Grosseltern stammten. Es wurde im Jahr 1977 von der „Kreisgemeinschaft Osterode – KGO“ herausgegeben. Diese Dokumentation wurde damals von Klaus Bürger in vielen Jahren intensiver Recherchen zusammengestellt und beschreibt in mehreren Fachaufsätzen unterschiedlicher Autoren, sowohl die Landschaft des Kreises, als auch dessen geschichtliche Entwicklung, sowie die politischen Epochen. Sie erstreckt sich dabei über den Zeitraum der Vor- und Frühgeschichte, über die Ordenszeit, die Zeit der preussischen Könige, bis hin zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts.

Viele Bevölkerungsstatistiken, Ortsverzeichnisse, Wahlergebnisse, Namenslisten, sowie die Organisationsstrukturen bis Kriegsende und die Zeitzeugenberichte lassen den Leser tief in diese vergangenen Zeiten, auf teils untergegangene Zeugnisse und auf die damaligen Verhältnisse blicken.

Auf der Internetseite *Bildarchiv Ostpreussen* von Dr. Manfred Schwarz fanden sich von all den Gemeinden und Orten, die in der Geschichte meiner Grosseltern mal eine Rolle gespielt haben, Ortspläne mit der damaligen Lage der Gebäude und Einrichtungen, sowie dazugehörige Namenslisten der letzten Bewohner, Lehrer, Bürgermeister, Gendarmen und Amtsträger bis zu deren Flucht, Vertreibung oder Tod um 1945. Mit diesen Daten konnte ich die Berichte meiner Zeitzeugen abgleichen, ergänzen und teilweise auch korrigieren.

Die *Kreisgemeinschaft Osterode Ostpreussen e. V.* wurde 1950 gegründet und ist der Zusammenschluss der geflüchteten, vertriebenen und in den Jahren nach dem Kriegsende ausgesiedelten deutschen Einwohner des früheren Kreises Osterode, sowie der Nachkommen der ehemaligen Bewohner. Diese Menschen haben bereits kurz nach ihrer Flucht damit begonnen, alle noch erhaltenen Dokumente, Pläne, Einwohnerverzeichnisse, Urkunden und Briefe aus der verlorenen Heimat zu sammeln und mit Schilderungen aus der jeweils eigenen Erinnerung zu ergänzen. Die Zeitnähe zu den damaligen Geschehnissen berechtigt dazu, eine hohe Authentizität dieser Aufzeichnungen zu vermuten. So konnte ich damit für den Abgleich mit viel später gefertigten Erinnerungen und Schilderungen meiner Familienangehörigen, auf Quellen aus einer Art *Flaschenpost* aus der Vergangenheit zurückgreifen.

Wie bedeutsam so eine *Zeitkapsel* sein kann, belegen auch die Archive des *Oneg Shabbat*, dem Untergrundarchiv des Warschauer Ghettos, das unter der Leitung von Emanuel Ringelblum im Geheimen aufgebaut und am Ende des Ghettoaufstands in zehn zugelöteten Blechkisten vergraben wurde. Heute wird diese Sammlung im Jüdischen Historischen Institut in Warschau aufbewahrt. Sie umfasst 1.680 Archivposten mit 25.000 Seiten. Im Jahr 1999 wurde dieses einzigartige Archiv in das Weltdokumentenerbe der UNESCO aufgenommen.

Die Kombination meiner unterschiedlichen Quellen, ermöglichte mir eine gut belegte, abgesicherte Rekonstruktion der damaligen Gegebenheiten. So konnte ich zum Beispiel im Bildarchiv, Dokument „Paulsgut\_1.pdf“ und auf dem dort hinterlegten Ortsplan nachlesen, dass Karl, der Schwiegervater meines Opas, 1945 auf dem Abbau<sup>2</sup> gelegenen Gehöft No. 19 eine Landwirtschaft von 28 Hektar bewirtschaftete und dass er am 22. November 1945 an »Entkräftung«<sup>3</sup>[sic] verstorben sei. Ich erfuhr so auch, wo die zweiklassige Dorfschule lag, die meine Mutter Inge und ihr älterer Bruder - mein Onkel Ewald - besuchten, wer dort Erster und Zweiter Lehrer war und wer damals auf dem Landjägerposten<sup>4</sup> in Paulsgut Hauptwachtmeister war und weiterhin, dass Ende der 20er Jahre der Gendarm Hugo Schwarz im Dorf Dienst tat. Dieser hat dann im November 1939, kurz vor Beginn des Russland-Feldzugs, meinen Opa für den Dienst als Gendarm im *Polizei-Reservebataillon 11*

---

<sup>2</sup> Der Begriff „Abbau“ bezeichnet einen vom Hauptort *ab*-gelegenen Ortsteil.

<sup>3</sup> Andere Quellen belegen jedoch, dass er tatsächlich an den Spätfolgen von Misshandlungen durch freigekommene polnische Zwangsarbeiter im Zuge der russischen Besetzung und Befreiung der Gefangenen des Stalag Ib starb.

<sup>4</sup> „Landjäger“ war bis weit in die 1930er Jahre die Bezeichnung für Polizeikräfte, die speziell mit Ordnungsaufgaben in ländlichen Gebieten betraut waren.

begeistert und angeworben, damit er nicht als Wehrmachtssoldat eingezogen wird und somit nicht an die Ostfront muss. Dieses stellte sich kurz darauf jedoch als ein Irrtum heraus.

Als ich deshalb meinem Onkel in nahezu jedem Telefonat und bei jedem meiner Besuche neue Details, Orte, Namen und Ergebnisse meiner Nachforschungen mitteilen konnte, wurden seine Synapsen wohl intensiv angesprochen und so fielen ihm Stück für Stück weitere Fakten, Geschehnisse und Akteure seiner Kindheit und Jugendzeit wieder ein.

So erfuhr ich von meinem Onkel auch, dass Karl, der Schwiegervater meines Opas, gleich nach der Machtergreifung der Nazis, seinen althergebrachten Familiennamen aus dem polnisch klingenden „Jergolla“ in „Gergolla“ eindeutschen liess. Man war ja schliesslich ein Reichsdeutscher<sup>5</sup>. Auch viele andere »Volksdeutsche« haben damals ihre Namen eingedeutscht und so wurde z.B. aus dem Hohensteiner Bürgermeister „Georg Kaminski“, 1938 „Georg Stein“<sup>6</sup> (von 1930 bis zu seiner Flucht am 21. Januar 1945, BM-Nachfolger des verstorbenen Bürgermeisters Karl Severin).

Viel dichter kann man an siebzig Jahre und noch weiter zurückliegende Ereignisse und historische Wahrheiten wohl kaum herankommen. Und mir ging es ja auch nicht darum, „*masurische Geschichten*“ oder gar nur „*nette Märchen*“ zu erzählen, sondern um eine sehr persönliche aber möglichst authentische Schilderung der damaligen Ereignisse.

Am vorläufigen Ende all meiner Recherchen fand ich aber trotzdem nicht wirklich eine schlüssige Antwort darauf, *was* meinen Grossvater letztlich dazu gebracht hat, sämtliche Hemmungen und moralischen Schranken zu überwinden und sich im Krieg am massenhaften Morden von Männern, Frauen, Greisen und Kindern aktiv zu beteiligen, während er, etwa zur gleichen Zeit, bei einem Heimaturlaub sein viertes Kind, meine spätere Tante, zeugte. Es bleibt mir weiterhin unerklärlich, wie er vor dem Beginn der zwölfjährigen Nazi-Diktatur noch ein durchschnittliches, bürgerliches Leben führte und sich nach dem Krieg erneut eine „normale“ Existenz in der Bundesrepublik aufbauen konnte und dann einfach wieder so gelebt hat, als wenn zwischenzeitlich nie, auch nur irgendetwas anderes gewesen wäre. Seine Jahre als Mitglied der Einsatzgruppen hat er dabei total ausgeblendet.

Die Art der Träume, die er des Nachts wahrscheinlich hatte, kann man wohl nur errahnen und ich selber möchte Derartiges mit Sicherheit niemals träumen müssen. Trotz allem bin ich aber froh, dass ich mir über das was war, inzwischen einige Gewissheit verschaffen konnte, jedenfalls soweit es nach einer so langen Zeit überhaupt noch möglich ist. Aber vorbei, sind die Gespenster der Vergangenheit leider noch lange nicht. - Ganz im Gegenteil.

Ich musste einfach seine - und somit auch meine eigene Geschichte, zu Papier bringen.  
Allein schon zum Gedenken an die Opfer.

*Bernd D. Behnk, im Juni 2021*

---

<sup>5</sup> »Reichsdeutsche« war die Bezeichnung der deutschen Bewohner des Deutschen Reiches bis 1945

<sup>6</sup> Ernst Vogelsang "Personenkundliche Auszüge aus den Akten des Tannenbergs- National-Denkmal-Vereins 1925-1935"



Abb.: Denkmal für die ermordeten Juden Europas in Berlin  
Auf einem 19.000 Quadratmeter grossen Feld wurden nach dem Entwurf  
des New Yorker Architekten Peter Eisenman 2.711 Stelen installiert.  
[Aufnahme des Autors nach einer Begehung]

# PROLOG

Eigentlich sollte es wohl ein Familiengeheimnis bleiben. Seit nun über fünfzig Jahren liegen mutmasslich Fotos, Urkunden und Dokumente aus der Nazizeit meines Opas Gustav, geschützt vor den Blicken Anderer, verwahrt in einem Schliessfach der Sparkasse Hagen in Westfalen. Doch der ältesten Tochter meines Grossvaters, meiner Mutter, wurde nach dem Tod ihres Vaters fälschlicherweise beschieden, dass zum Beispiel ein von ihr angefragtes Photo der Hochzeit ihrer Eltern aus dem Jahr 1934, zusammen mit anderen „belastenden Unterlagen“, angeblich verbrannt worden sei.

Damals in Hohenstein Kreis Osterode, einer Gründung des Deutschen Ritterordens und um 1350 von dem Osteroder Komtur Günther von Hohenstein erbaut, heiratete mein Opa Gustav seine Emma, die jüngere Schwester seiner fünf Jahre zuvor verstorbenen ersten Frau Auguste. Wie es damals, nicht nur in Ostpreussen, sondern auch im ganzen Deutschen Reich üblich war, zog man als braver *NS*-Anhänger zur Hochzeit seine gute *SA*-Uniform an: Stiefel, braune Stiefelhose, Gürtel, Koppel, Braunhemd mit Kragenspiegel, Binder mit dem Parteiabzeichen - zu tragen in Höhe der Hemdtaschen - und eine rote Hakenkreuzbinde am Oberarm. Erwähnenswert wäre auch noch, dass Opa Gustav, durchgehend bis zu seinem Tod 1973, ein *Hitlerbärtchen*<sup>7</sup> getragen hat.

Wir Enkel haben damals bei den Grosseltern - noch in den 50er Jahren - ein ähnliches Foto im Familienalbum zu Gesicht bekommen, allerdings waren die Hakenkreuze dort von der Oma mit Scriptol-Tusche geschwärzt. Aber neugierig, wie wir Kinder nun einmal waren, konnten wir beim Kippeln gegen das Licht, trotzdem die Machtinsigne des Dritten Reichs, das Hakenkreuz, durchscheinen sehen.

Seit 1958 gab es Ermittlungen gegen ehemalige Angehörige des berüchtigten Hamburger Reserve-Polizei-Bataillons 101, das für Deportationen und Massenerschiessungen von Juden verantwortlich war. Als dann aber Mitte 1963 auch gegen Julius Wohlauf, einem ehemaligen *SS*-Hauptsturmführer und Kompaniechef des Reserve-Polizei-Bataillons 101 - einem Hamburger Polizeirevierkollegen meines Onkels - wegen Mordes ermittelt wurde, mussten - wohl auf Anraten des ältesten Sohnes, welcher damals zeitgleich bei der Polizei in Hamburg seinen Dienst verrichtete - alle belastenden Dokumente und Fotos seines Vaters, meines Opas in Hagen, im *Giftschrank* verschwinden. Weil die jüngste Tochter meiner Grosseltern damals gerade eine Lehre bei der Sparkasse Hagen begonnen hatte, konnte dort zum verbilligten Personalpreis für diese Dokumente dauerhaft ein Bankschliessfach angemietet werden. Dessen Existenz blieb aber bis vor Kurzem nur einem engsten Kreis bekannt. Erst im Rahmen der Aufarbeitung unserer Familiengeschichte hat mir mein Onkel in Hamburg von dessen Existenz berichtet und, dass diese Unterlagen von einem exklusiven Kreis der Nachkommen

---

<sup>7</sup> ein als „Zweifingerbart“ oder „Fliege“ bezeichneter Schnäuzer auf der Oberlippe

- wohl bis heute - gehütet werden. Am 23. März 1963 war die Familie aber noch unbefangen und arglos, denn da annoncierten die Grosseltern im „*Organ der Landsmannschaft Ostpreussen* - *Das Ostpreussenblatt*“ öffentlich:

„*Der Sohn des Gendarmerie-Hauptwachtmeisters i.R. Gustav ... und seiner Ehefrau Emma, geb. Gergolla aus Hohenstein, Erich-Koch-Strasse 3, jetzt in Hagen, ..., bestand das Examen als Bauingenieur mit der Auszeichnung ‚gut‘.*“

Gute Gründe für die folgende, lebenslange Geheimhaltung der tatsächlichen Tätigkeiten meines Opas gab es sehr wohl, denn meine Mutter bestätigte meinem Bruder und mir im November 2011 erstmals, dass die Polizeieinheit ihres Vaters im Krieg ebenfalls zu den *Einsatzgruppen* gehörte, dass diese Himmlers SS unterstellt waren und er anfangs zur Bewachung von Lagern und Ghettos in Polen eingesetzt wurde, aber dass er damals keine SS-Blutgruppen-Tätowierung bekam. Sie sagte uns dann noch mit bebender Stimme: »Was wohl haben die denn schon gemacht [mit den Gefangenen] und das war ja nicht so, dass er gesagt hat: Ich will da ein paar abknallen, sondern entweder du oder sonst wurden die ja erschossen, die wurden denn ja hingerichtet. . . wenn die da ihren Befehl nicht ausgeführt hätten, ja dann wurden die erschossen. [sic – gemäss Videoaufzeichnungen von 2011]«

Eigentlich sollten Opas Dokumente ja schon zum Kriegsende hin vernichtet werden. Bereits bei seinem letzten Heimaturlaub im August 1944 - die Familie wohnte damals schon in Leip, Kreis Osterode in Ostpreussen - berichtete Gustav seiner Frau, wie schlecht es an der russischen Front stehe. Im November 1944 bat er sie dringend darum, ihn im damaligen Einsatzort Elbing zu besuchen, was sie dann, mit ihrem damals sechs Jahre alten jüngsten Sohn an der Hand, auch tat. Dabei wies Gustav sie an, vorsorglich und zügig schon einmal die wichtigsten Sachen und Urkunden für eine mögliche Flucht zu packen, sowie sämtliche Unterlagen über die *NSDAP* und über seine Einsätze während des Krieges zu vernichten<sup>8</sup>. Wahrscheinlich hat er ihr vor Ort noch weitere Unterlagen anvertraut. Weshalb hätte er auch sonst, so kurz vor Kriegsende, die beschwerliche Anreise nach Elbing von ihr gefordert.

Den letzten Teil von Opas Anweisungen hat seine Frau offenbar nicht vollständig erfüllt und so konnten einige Dokumente, versteckt unter der Matratze in dem Kinderwagen der jüngsten Tochter, bei der Flucht aus Ostpreussen nach dem Westen hin, gerettet werden. Diese Entscheidung meiner Oma, nicht alles zu vernichten, sollte sich im Nachhinein als klug, mutig und nützlich für spätere staatliche Versorgungsansprüche herausstellen.

Nach der Flucht meiner Grossmutter und der Kinder aus Ostpreussen, mit Zwischenstation in Berlin und anschliessender, längerer Unterbringung in einem Flüchtlingslager in Neuberend bei Schleswig, siedelte die Familie meines Grossvaters im April 1953 nach Hagen in Westfalen um. Wegen seiner schweren Gehbehinderung durch eine Granatsplitterverletzung aus dem Krieg, wurde ihm vom dortigen Arbeitsamt eine Anstellung als Pförtner bei der Giesserei *Johann Casper Post & Söhne* in Eilpe vermittelt.

---

<sup>8</sup> Oma Emma: „Erinnerungen“, Hagen in Westfalen 1984

Einige Jahre später traf Opa Gustav seinen alten Freund, den Gendarmeriemeister im Ruhestand Hugo Schwarz aus Königsberg wieder, nachdem er bei der Anzeigenlektüre im Ostpreussenblatt, im März 1960 durch ein Geburtstagsinserat erfahren hatte, dass dieser jetzt im nahen Düsseldorf wohnt. Genau dieser ehemalige Dorfgendarm hatte ihm ja 1939, kurz nach dem Ende des »Blitzkriegs« gegen Polen, den folgenreichen Ratschlag erteilt, sich schnellstmöglich und freiwillig bei der Polizeireserve in Königsberg aufstellen zu lassen, da ansonsten die Gefahr bestehe, dass Gustav, auch selbst noch als älterer Jahrgang, bei dem allseits erwarteten Russlandfeldzug zum Fronteinsatz bei der Reichswehr einberufen wird.

Sein Freund Schwarz zeigte sich bei diesem Wiedersehen ausserordentlich überrascht, meinen Grossvater in Hagen als einfachen Angestellten in einer Pförtnerloge anzutreffen: „Mensch Gustav, du bist doch als Polizeibeamter ein Beamter auf Lebenszeit gewesen. Die *müssen* auch dich hier wieder als Beamten einstellen.“ Zum Glück hatte ja Gustavs Frau auf der Flucht auch die Ernennungsurkunde zum Beamten auf Lebenszeit, ausgestellt von der Polizei-Dienststelle Königsberg, versteckt im Kinderwagen der Tochter gerettet. So kam es, dass Opa Gustav ab den 60er Jahren wieder unbehelligt als Beamter - nunmehr im Lastenausgleichsamt der Stadt Hagen - eingesetzt wurde, dort eine angemessene Anstellung fand und auch danach von seiner Beamtenpension gut leben konnte.

In jenen Jahren, als ein Hans Globke, Mitverfasser und Kommentator der berüchtigten Nürnberger Rassengesetze, die Millionen nach Auschwitz führten, sich unter Bundeskanzler Konrad Adenauer bis 1963 problemlos als Chef des Bundeskanzleramts halten konnte, interessierte sich nämlich überhaupt niemand mehr für die Aktivitäten eines kleinen Polizeihauptwachmeisters im Zweiten Weltkrieg. Adenauer fürchtete damals einen Wiederaufstieg der alten Nazis und wollte denen mit der Berufung von Hans Josef Maria Globke wohl signalisieren: Wenn ihr stillhaltet, halten wir auch still. - Ein teuer erkaufter Burgfrieden.

Selbst im damals noch jungen Staat Israel kamen in den ersten Jahren die wenigen Überlebenden der *Shoa*<sup>9</sup> kaum zu Wort. Die staatsgründende junge Generation hatte damals ebenfalls andere Dinge im Kopf, und so blieben auch die Münder vieler Shoah-Überlebender in Israel noch für lange Zeit verschlossen, weil niemand ihnen zuhören wollte.

Diese Art im Umgang mit dem Holocaust änderte sich erst mit der Verhaftung Adolf Eichmanns am 11. Mai 1960 in Argentinien, welcher zuvor als Leiter des dafür zuständigen Referats im Berliner Reichssicherheitshauptamt [*RSHA*], für die Organisation die Deportation und Ermordung von über sechs Millionen Juden in den gesamten, von den Nazis besetzten Gebieten Europas, entscheidend verantwortlich war. Es war der hessische Generalstaatsanwalt Dr. Fritz Bauer, welcher massgeblich an dieser Verhaftung beteiligt war, indem er den israelischen Geheimdienst Mossad vertraulich über Eichmanns Tarnnamen, seinen Arbeitsplatz bei Mercedes Benz und den Wohnort informierte, nachdem er von einem in Argentinien lebenden ehemaligen KZ-Häftling, dessen Tochter sich damals mit Eichmanns Sohn befreundet hatte, davon Kenntnis bekam.

<sup>9</sup> Synonym für die Vernichtung der Juden durch die Nazis, gleichbedeutend mit *Holocaust*

Dr. Bauer hatte in dieser Sache den damaligen deutschen Justiz- und Polizeibehörden wohl zu Recht misstraut und sich deshalb - eigentlich pflichtwidrig - mit seinem Wissen klandestin an Vertreter des Staates Israel gewandt, wobei er im März 1958 mit Umweg über Paris für zwei Wochen nach Israel flog und sich mit den damaligen Mossad-Chef Isser Harel beriet. Der Eichmann-Prozess fand, nach dessen Verbringung nach Jerusalem, unter grosser Anteilnahme der internationalen Öffentlichkeit statt. Er wurde damals auch ausführlich im deutschen Fernsehen übertragen und kommentiert. Der Prozess endete am 15. Dezember 1961 mit einem Todesurteil für Adolf Eichmann, das am 31. Mai 1962 vollstreckt wurde.

Hannah Arendt, die international bekannte deutsch-US-amerikanische Publizistin, berichtete ausführlich über den Prozessverlauf und prägte in einem Essay den Begriff von der „Banalität des Bösen“. Allerdings hat die historische Forschung inzwischen herausgefunden, dass sie von Adolf Eichmanns Auftreten getäuscht wurde. Dieser war nämlich nicht lediglich ein Partei-Funktionär, sondern „ein hasserfüllter, ressentimentgeladener Antisemit“.

Dem Generalstaatsanwalt Dr. Fritz Bauer ist es auch zu verdanken, dass trotz erheblicher Widerstände, der Bundesgerichtshof 1959 die „Untersuchung und Entscheidung“ in der Strafsache gegen Auschwitz-Täter dem Landgericht Frankfurt am Main übertrug. Von Kollegen, Justiz, Behörden und auch von der Politik wurde er dabei nach Kräften behindert.

Der damals noch gedämpfte Verfolgungseifer seitens der am 6. November 1958 in Ludwigsburg gegründeten *Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen*, erklärt sich vielleicht auch damit, dass es sich bei dem ersten Leiter dieser Behörde von Dezember 1958 bis August 1966, Erwin Schüle, laut Wikipedia um eine „schillernde Persönlichkeit“ handelte. Er war seit 1933 Mitglied der SA und ab 1937 auch der NSDAP. Er wurde 1948 wegen Kriegsverbrechen in den Bezirken Wolchowo, Tschudowo und Krasnoje Selo von einem sowjetischen Gericht zum Tode verurteilt. Erwin Schüle soll demnach als Angehöriger der 215. Infanterie-Division auch an der Hinrichtung eines russischen Jungen teilgenommen, sowie zwei sowjetische Staatsbürger selbst erschossen und weitere misshandelt haben. Behördenintern war seine NSDAP-Mitgliedschaft bereits bei seinem Amtsantritt bekannt. - *Honi soit qui mal y pense!*

Nach Einschätzung des Historikers und Juristen Klaus Bästlein, leistete Erwin Schüle damals der Ablehnung einer „Aussetzung der Verjährung von Totschlag“, die in einen entsprechenden restriktiven Beschluss des Bundestags 1960 mündete, Vorschub.<sup>10</sup>

Seitdem hat sich aber bei der *Zentralen Stelle in Ludwigsburg* der Wind gedreht - im Fall John Demjanjuk wurde 2011 sogar erstmals ein nichtdeutscher Wachmann eines NS-Todeslagers angeklagt und verurteilt - und dies ohne, dass ein konkreter Tatnachweis erbracht werden konnte. Heute nimmt die Behörde auch den systematischen Massenmord an insbesondere sowjetischen Kriegsgefangenen und auch die Verbrechen der sogenannten Einsatzgruppen in den Blick.

---

<sup>10</sup> Klaus Bästlein: „Zeitgeist und Justiz. Die Strafverfolgung von NS-Verbrechen im deutsch-deutschen Vergleich und im historischen Verlauf“ in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. 64. Jg. 2016, Heft 1

„Wir haben geprüft, ob wir die Rechtsprechung auch auf die Kriegsgefangenenlager der Wehrmacht erweitern können, etwa die sogenannten Stammlager, abgekürzt Stalag“, sagte der Leiter der Behörde, Thomas Will, im Februar 2021 in einem Artikel der ZEIT<sup>11</sup>. „Über Jahrzehnte hatte die deutsche Justiz in der Aufarbeitung der Nazivergangenheit nur diejenigen verfolgt, die zur Leitung der Konzentrationslager gehört oder selbst gemordet hatten oder durch besondere Grausamkeit aufgefallen waren. Seit einigen Jahren wird juristisch aber auch die allgemeine Dienstausbildung in einem Lager geahndet, in dem erkennbar systematische Massenmorde stattfanden.“

Bemerkenswert scheint mir auch der folgende Umgang mit der Nazi-Vergangenheit: Als Dr. Fritz Bauer 1960 vor Vertretern von Jugendverbänden das Referat „Die Wurzeln faschistischen und nationalsozialistischen Handelns“ hielt und der rheinland-pfälzische Landesjugendring vorschlug, diesen Text für den Unterricht in Schulen zur Verfügung zu stellen, wurde dies vom dafür zuständigen Kultusministerium abgelehnt. Diese Entscheidung wurde von dem damals noch jungen CDU-Abgeordneten und späteren Bundeskanzler Helmut Kohl sehr *nassforsch* wie folgt begründet:

„Der zeitliche Abstand vom Nationalsozialismus ist zu gering, um sich darüber ein abschliessendes Urteil bilden zu können.“<sup>12</sup>

Bei seiner sehr umstrittenen Kranzniederlegung auf einem Soldatenfriedhof mit den Gräbern von Kämpfern der Waffen-SS, am 5. Mai 1985 in Bitburg, hielt Kohl den zeitlichen Abstand inzwischen offenbar für *ausreichend* und gedachte bei dem Staatsakt, gemeinsam mit dem damaligen US-Präsidenten Reagan, auch der toten SS-Kämpfer.

Gegen alle Widerstände und Behinderungen reichte die hessische Staatsanwaltschaft im April 1963 die Anklage gegen 23 SS-Angehörige und einen Tathelfer beim Landgericht Frankfurt am Main ein. Die Urteile vom 6. Mai 1965 lauteten dann auf sechs lebenslange Zuchthausstrafen, eine zehnjährige Jugendstrafe, sowie zehn Freiheitsstrafen zwischen dreieinhalb und vierzehn Jahren. Obgleich drei der Angeklagten aus angeblichem „Mangel an Beweisen“ freigesprochen wurden, kann dieser Prozess als ein erster Erfolg für eine juristische Aufarbeitung der Naziverbrechen gewertet werden.

Im Gegensatz zu den Frankfurter Prozessen, verschwand der Einsatzgruppen-Prozess von 1958 vor dem Schwurgericht Ulm, schnell aus dem öffentlichen Gedächtnis. Dieser richtete sich damals gegen zehn Gestapo-, Sicherheitsdienst- und Ordnungspolizeiangehörige und Teile des Einsatzkommandos Tilsit, welchen nachgewiesen werden konnte, von Juni bis September 1941 insgesamt 5.502 jüdische Kinder, Frauen und Männer im litauisch-deutschen Grenzgebiet ermordet zu haben.<sup>13</sup>

Nach all diesen Prozessen, den vorangegangenen Nürnberger Tribunalen gegen die Hauptkriegsverbrecher und dem Prozess 1947/48 gegen 24 ehemalige SS-Kommandeure,

<sup>11</sup> zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2021-02/ns-verbrechen-aufklaerung-ludwigsburg-erweiterung

<sup>12</sup> Conrad Taler: „Asche auf vereisten Wegen. Eine Chronik des Grauens“

<sup>13</sup> Findbuch zu den Prozessakten im Bestand EL 322 II, Staatsarchiv Ludwigsburg

welche die Verantwortung für die Morde der Einsatzgruppen in der besetzten Sowjetunion trugen, hatte die deutsche Bevölkerung aber offensichtlich genug von einer öffentlichen „Vergangenheitsbewältigung“ der NS-Zeit. Schliesslich seien ja die Haupttäter inzwischen verurteilt, bestraft oder sogar hingerichtet worden, und „jetzt muss das Ganze auch mal ein Ende finden.“ Diese kollektive Verdrängung erleichterte damit auch dem Individuum die Verdrängung und beförderte somit das allgemeine sanfte Vergessen. Man hatte damals, in der Wirtschaftswunderzeit, schliesslich auch noch etwas anderes zu tun.

Es hatte sich ja auch gezeigt, dass diese Verfahren in den 60er Jahren viel Zeit und Geld gekostet haben, ohne dass damals, mit den wenigen Verurteilungen und dem geringen Strafmass, so richtig etwas dabei herausgekommen ist. Auch wurde es für die Ankläger mit zunehmendem zeitlichem Abstand immer schwieriger, den Tätern den von den damaligen Richtern noch geforderten Nachweis einer „individuellen Schuld“ an jeweils im Einzelnen bewiesenen Taten zu erbringen. Viele dieser Richter urteilten ja auch bereits unter Hitler.

In diesem Sinne begann der, vom BGH in letzter Instanz wegen Mangels an Beweisen freigesprochene Polizeiführer, Willy Papenkort<sup>14</sup>, der nach dem Krieg, vorerst unbehelligt, wieder Hauptkommissar bei der Kripo in Essen werden konnte, bereits kurz nach seiner Haftentlassung und Frühpensionierung, ab 1963 ein „Netzwerk der Ehemaligen“ ins Leben zu rufen. Diese sogenannte „Kameradenhilfe“ leistete dann vielen anderen Beschuldigten unerlaubterweise gezielte Rechtsberatung, auch für ehemalige Ordnungspolizisten. Man scheute dabei auch nicht vor Falschaussagen und vorher abgestimmten „Erinnerungslücken“ zurück<sup>15</sup>. Dreh- und Angelpunkt von Papenkorts Beratung war die Berufung auf einen „Befehlsnotstand“, der zu einer Art Weltanschauung der „Kameradenhilfe“ wurde.

Ungeniert bezeichneten deren Mitglieder die Bundesrepublik 1964 im Strafverfahren StAwDo 45Js 4/64 in Dortmund dreist als »Operettenstaat“, »Saustaat“ und das Gerichtsverfahren als „Terrorjustiz“ und „politische Hass- und Rachejustiz“. Ob Papenkort damals, nur rein vorsorglich, auch seinen ehemaligen Bataillons-Kameraden den Hauptwachtmeister Gustav, meinen Opa, beraten hat, weiss ich nicht, aber die geringe Distanz zwischen Hagen und Essen spräche durchaus nicht dagegen.

Nach den Bestimmungen des Strafgesetzbuchs kann jedoch ein Befehlsnotstand nur dann vorgelegen haben, wenn dem Befehlsempfänger für den Fall, dass er den [verbrecherischen] Befehl nicht ausführte, eine gegenwärtige Gefahr für Leib oder Leben drohte.<sup>16</sup> Selbst unter Berücksichtigung sämtlicher Ermittlungen seit Kriegsende ist bis zum heutigen Tag auch nicht ein einziger Fall bekannt oder gar dokumentiert, in dem ein Mitglied der Einsatzgruppen nach der Verweigerung eines Erschiessungsbefehls, ernste Konsequenzen erdulden musste, eingesperrt oder sogar hingerichtet wurde.

---

<sup>14</sup> Papenkort war als Kompanieführer von Opas Reserve-Polizei-Bataillons 11 im Oktober 1941 nachweislich an der Ermordung der jüdischen Bevölkerung im weissrussischen Sluzk beteiligt.

<sup>15</sup> Stefan Klemp: Nicht ermittelt. „Polizeibataillone und die Nachkriegsjustiz“. 2005, S. 390

<sup>16</sup> Bundesarchiv Mitteilungen 3\_2008, „befehlsnotstand.pdf“

Im Gegenteil, ein Zeuge, Mitglied des Hamburger Reserve-Polizeibataillons 101, sagte hierzu aus: „Durch mein Verhalten [seine Verweigerung] hatte ich lediglich den Nachteil, dass ich wesentlich mehr Wache schieben musste und auch wesentlich weniger Freizeit hatte.“ Klugerweise haben solche *Verweigerer* vor ihren Kameraden damals nicht mit ihrem „höheren moralischen Gewissen“ geprahlt, sondern eher die »eigene Schwäche« eingeräumt, selbst nicht schießen zu können und dafür den Spott der anderen geduldig ertragen. Ihnen blieb aber das [sehr zweifelhafte] gute Gewissen, am Ende nicht *selbst* gemordet zu haben.

Aber auch bei der Fragestellung einer „*individuellen* Tatbeteiligung“ an den NS-Verbrechen, hat die neuere Rechtsprechung in Deutschland geradezu eine 180 Grad Kehrtwende vollzogen, als am 12. Mai 2011, John Demjanjuk für seine Tätigkeit als untergeordneter NS-Befehlsempfänger im polnischen Vernichtungslager Sobibor, in München vor Gericht gestellt und vom Landgericht wegen Beihilfe zum Mord an 28.060 Menschen zu fünf Jahren Freiheitsstrafe verurteilt wurde.<sup>17</sup> In der wegweisenden Urteilsbegründung heisst es: „Auch wenn ihm keine konkrete Tat individuell zugeschrieben werden könne, sei Demjanjuk dort *Teil der Vernichtungsmaschinerie* gewesen.“ Ebenso wurde im Urteil das Vorliegen eines „Befehlsnotstandes“ vom Landgericht München klar verneint.

Seitdem hat auch die *Zentrale Stelle zur Aufklärung von NS-Verbrechen* in Ludwigsburg die *Beihilfe zum Mord* neu für sich definiert. „Für uns reicht [jetzt] die Tätigkeit eines Aufsehers in diesem Lager für die Annahme von Beihilfe zum Mord aus, ohne dass der betreffenden Person eine unmittelbare Beteiligung an einem konkreten Tötungsdelikt nachgewiesen werden muss.“ Dies erklärte Kurt Schrimm, von 2000 bis 2015 Leiter der Zentralstelle, so in einem Interview.<sup>18</sup> Selbst eine Sekretärin, die für Paul Werner Hoppe, den Lagerkommandanten des KZ Stutthof bei Danzig gearbeitet hat, wurde im Februar 2021 vor Gericht gestellt. Sie hatte aus ihrem Bürofenster direkten Blick auf die Krematorien. und sie hatte bereits 1954 ausgesagt, dass der gesamte Schriftverkehr mit dem SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamt über ihren Schreibtisch gelaufen sei. Hoppe habe ihr täglich Schreiben diktiert und Funksprüche verfügt. Von der Tötungsmaschinerie, der während ihrer Dienstzeit in unmittelbarer Nähe Zehntausende Menschen zum Opfer fielen, habe sie aber angeblich nichts gewusst,

Falls mein Grossvater Gustav jetzt noch leben würde, müsste er sich heute wohl ebenfalls vor Gericht verantworten, denn auch seine Tätigkeiten während des Krieges, reichten für die Annahme von *Beihilfe zum Mord* aus, auch ohne, dass ihm eine unmittelbare Beteiligung an einem konkreten Tötungsdelikt hätte nachgewiesen werden müssen. Unter diesem Blickwinkel und einer neuen Bewertung, auch der Taten der Einsatzgruppen, könnten laut Thomas Will<sup>19</sup>, dem derzeitigen Leiter der Zentralen Stelle, Ludwigsburg, jetzt bis zu 2.000 Verfahren neu eingeleitet beziehungsweise wieder aufgenommen werden.

<sup>17</sup> Urteil des LG München II vom 12. Mai 2011 - 1 Ks 115 Js 12496/08

<sup>18</sup> „Demjanjuk-Prozess brachte juristische Neubewertung“ Zeit Online v. 21. April 2015

<sup>19</sup> TAZ Berlin v. 01.03.2021 „taz.de/Verbrechen-gegen-sowjetische-Gefangene/5754256/“

Dabei geht es heute in erster Linie nicht darum, hochbetagte Täter lebenslänglich wegzusperren, sondern um das Recht der Opfer auf eine öffentliche Verhandlung dieser Taten und auf eine gerichtliche Feststellung der Schuld der Täter. In einem Gespräch über den Eichmann-Prozess mit dem damaligen NDR-Redakteur und späteren FAZ-Herausgeber Joachim Fest, zitierte Hannah Arendt dazu den politischen Philosophen, frühen Aufklärer und Vorkämpfer des Toleranzgedankens Hugo Grotius:

»Zur Ehre und Würde des Geschädigten gehört, dass der Täter bestraft wird.«

Einen neuen und erweiterten Blick auf den Holocaust, brachten auch bereits ab 1995 die beiden Wanderausstellungen des Hamburger Instituts für Sozialforschung *Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941–1944*<sup>20</sup>; ebenso auch das Buch des amerikanischen Historikers Christopher Robert Browning *„Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die Endlösung in Polen“*; erstmals erschienen 1993 bei Rowohlt, Reinbek. Browning beschreibt in seinem Buch ausführlich die umfangliche Beteiligung der deutschen Ordnungspolizei an der Ermordung der gesellschaftlichen Eliten, der Juden, Sinti und Roma, der Politikommissare und tausender psychisch Kranker hinter den Fronten der von Hitlers Wehrmacht eroberten Gebiete, hauptsächlich in Polen und in den Staaten der ehemaligen Sowjet Union.

Es waren also tatsächlich „ganz normale Männer“, welche Seit an Seit mit Himmlers SS den Holocaust, sowie hunderttausende Morde an Zivilisten, Juden, Kranken, Sinti, Roma und an Kriegsgefangenen verübten, denn dieses geschah nicht nur in den Konzentrations- und Vernichtungslagern, sondern bereits unmittelbar nach Kriegsbeginn, in grossem Umfang, händisch vor Ort durch die Einsatzgruppen. Diese erledigten ihre Aufgaben als Angehörige der Sicherheitspolizei [SiPo], des Sicherheitsdienstes [SD], der Ordnungspolizei (ORPO), sowie der Waffen-SS sozusagen in *Teamwork* und mit einer mörderischen Effizienz, Geschwindigkeit und in etlichen Fällen sogar mit Begeisterung und einer geradezu ausufernden Leidenschaft. Browning schreibt zum zeitlichen Ablauf: „Mitte März 1942 lebten noch etwa 75 bis 80 Prozent der Holocaust-Opfer; bis dahin hatten erst 20 bis 25 Prozent ihr Leben verloren. Nur elf Monate später, Mitte Februar 1943, hatten sich diese Zahlen genau umgekehrt.“<sup>21</sup> Zigtausende dieser „ganz normalen Männer“, welche beauftragt waren, unter anderem auch die am Grossen Wannsee geplante, euphemistisch und tarnend umschriebene »Endlösung der Judenfrage« in die Tat umzusetzen, hatten doch selbst zuhause sicherlich auch eine Familie. Was haben diese Männer darüber ihren Angehörigen erzählt?

Vor etwa zehn Jahren begann auch ich damit, innerhalb meiner Verwandtschaft intensiv nachzufragen, wie das denn in der Nazizeit und im Weltkrieg so war. Aber erst in den späteren Jahren bekam ich Zugang zu aufgeschriebenen Erinnerungen meiner Grossmutter, zu denen meines Onkels in Hamburg und zu der Videoaufzeichnung eines ausführlichen Gesprächs

---

<sup>20</sup> [www.verbrechen-der-wehrmacht.de/docs/home.htm](http://www.verbrechen-der-wehrmacht.de/docs/home.htm)

<sup>21</sup> Christopher R. Browning: „Ganz normale Männer“, 1993 / 2009 Rowohlt, Reinbek

mit dessen Schwester - meiner Mutter - vom November 2011, sowie zu den NSDAP-Mitgliederkarteikarten beim Bundesarchiv (BArch) in Berlin-Lichterfelde.

All diese Informationen konnte ich dann mit meinen eigenen Erinnerungen an die Inhalte mehrerer Unterhaltungen mit meiner Mutter, meiner Oma, mit deren inzwischen ebenfalls verstorbenen jüngsten Tochter (meiner Tante) und auch mit den Gesprächen bei meinem Onkel in Hamburg, inhaltlich abgleichen. Nach dem Zusammenführen dieser Mosaiksteine, ergänzt durch weitere eigene Recherchen, scheint es nunmehr so, dass auch mein bereits im Jahr 1973 verstorbener Grossvater Gustav, und somit auch meine eigene Familie, mit diesen „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ unauflösbar verbunden ist.

Doch die grosse Frage bleibt mir: wie kann es sein und wie kam es dazu, dass der, von uns Kindern als liebevoller Opa und treusorgender Ehemann, in bester Erinnerung gebliebene Grossvater, in vorderster Linie, zumindest Beihilfe beim grössten und schrecklichsten Genozid der Geschichte, dem Holocaust, Vorschub geleistet und persönlich seinen Teil dazu beigetragen hat?



Abb.: Familienphoto mit Opa in Uniform aus dem Kriegsjahr 1940

Aus diesem Grund will ich hier *seine* Geschichte und die *seiner* Familie, die ja auch letztlich *meine* Geschichte ist, als Narrativ<sup>22</sup> aufzeichnen, damit ich selbst, meine Kinder und auch meine Enkel erkennen können, wie es überhaupt dazu kommen konnte.

<sup>22</sup> eine Erzählung lat.: *narratio* ist eine Form der Darstellung - man versteht darunter die Wiedergabe eines Geschehens

Dies ist mir aus tiefstem Respekt *für* und aus Trauer *um* die Opfer, sowie auch für deren Nachkommen wichtig und für mich weit mehr als nur ein Anliegen, denn auch heutzutage kann man leider wieder deutlich erkennen, dass die Ursachen und die weltanschaulich kruden Ideen der Nationalsozialisten keineswegs in der Vergessenheit versunken sind, sondern in vielerlei Gestalt eine Renaissance erfahren - ja geradezu eine Auferstehung feiern.

Mit List und Macht wird heute relativiert, verniedlicht und vermehrt das *Grosse Vergessen* eingefordert, damit sich alte Ideen, von Neuem in die Köpfe der Menschen einschleichen können. Noch tarnen sie ihr Ansinnen mit Chiffren, aber die Parolen von PEGIDA und die Programme von AfD und NPD weisen wieder stramm und Hand in Hand nach rechts, wenn ein Björn Höcke von der AfD z.B. mit dem SA-Spruch »Alles für Deutschland!« auftritt.

Unterstützt werden Sie dabei von demagogischen Verlegern hasserfüllter Schriften und Bücher mit absurden, aber altbekannten Verschwörungstheorien. Sie zitieren wieder aus den gefälschten »Protokollen der Weisen von Zion«, als ob es sich dabei um ein Geschichtsbuch handelt - sie polemisieren gegen unsere Form der Demokratie, fordern die Abschaffung der Parlamente und der »korrupten Politikerkaste« zugunsten eines behaupteten »Volkswillens«. Sie lamentieren auf zweifelhaften „Friedensdemos“ und unter Bannern mit gekaperten Friedenstauben erneut vom »Führerprinzip - auch bei Zugvögeln«, die ja für ihre Reise nicht erst einen Anführer wählen müssten, vielmehr finde sich ein solcher angeblich von selbst. Scharen gefrusteter Ex-Wähler der „Altparteien“ fallen heute leider wieder auf diese bekannten demokratie- und fremdenfeindlichen, nationalistischen und faschistischen Parolen herein. Man geriert sich dabei als Querdenker, Aluhut oder gar als Reichsbürger, welcher sich nach der Kaiserzeit und einem absolutistischen Herrscher zurücksehnt.

Selbst vor der Bedrängung unserer Parlamente schrecken einige inzwischen nicht mehr zurück, wie es die jüngsten Ereignisse vor dem Berliner Reichstagsgebäude und die blutige Erstürmung des Capitols in Washington durch Qanon-Jünger unlängst bewiesen haben.

Wohin dies alles führen kann, hat sich ja bereits in der Weimarer Republik gezeigt, als es mit der Wahl der Nationalsozialisten, in Krieg, Verderben, Mord und Totschlag endete und eigentlich sollten wir alle aus unserer Geschichte gelernt haben.

Dass dies tatsächlich aber noch lange nicht der Fall ist, kann wohl ein jeder, der nicht blind und taub und nicht ohne Mitgefühl für seinen Nächsten durch dieses Land und diese Welt geht, tagtäglich aufs Neue erkennen. Daraus folgt, dass es dringend einer Aufklärung und einer beharrlichen Wiederholung der altbekannten Fakten bedarf.

Manchmal kann aber auch der Text eines Kinderliedes  
die Herzen der Menschen tiefer berühren,  
als alle akademischen Vorträge über das damals Geschehene.

\* \* \*

# GEH IN EIN NIEMANDSLAND

## KINDERLIED

*Mein Grossvater war ein Seifenstück  
Meine Grossmutter war wohl 'ne Hexe  
Sie ging im Kamin und kam nicht zurück*

*Meine Tante die hatte die Krätze  
Schwarzer Ofen Himmelstor  
Schwarzes Loch zur Hölle*

*Mein Cousinchen war noch viel zu klein  
Ihre Mama die hat sie begleitet  
Sie ist jetzt wahrscheinlich ein Engelein  
Denn sie hat keinem Sorgen bereitet*

*Schwarze Stiefel treten nicht  
Schwarze Stiefel glänzen*

*Mein Onkel wurde zum Suppenkaspar  
Meister Doktor der sah das nicht gerne  
Und schickte weil er so mager doch war  
Ihn nach links zu 'ner Kur in die Sterne*

*Schwarze Hunde bellen nicht  
Schwarze Hunde beissen*

*Tante Doras Mann war ein Schneiderlein  
Schwere Karren die wollt' er nicht ziehen  
Da kam er auch in den Ofen hinein  
Selber schuld wer nicht will der muss glühen*

*Schwarze Wolken regnen nicht  
Schwarze Wolken stinken*

*Die andren bevölkern das Himmelszelt  
Oder sind unter Buchen begraben  
Man hat mir von ihnen nur noch erzählt  
Dass sie Leichname angenagt haben*

*Schwarze Suppe schmeckt mir nicht  
Schwarze Suppe lodert*

*Die Läuse sind auch alle mit verbrannt  
Obwohl sie ganz unschuldig waren  
Sie sind nur auf Menschen herum gerannt  
Möge Gott sie vor Hölle bewahren*

stattfinden wird - Entfernung circa 210 km. - Das müsste doch noch zu schaffen sein! Vom Lehrgangsleiter bei Olivetti bekam ich anstandslos und ab sofort Urlaub, packte nur



Abb.: Olivetti Hauptverwaltung in Ffm  
Architekt: Egon Eiermann, erb. 1972

das Nötigste in die Reisetasche und machte mich unverzüglich mit meinem flotten BMW 2000 Automatik auf den Weg. Leider fing es bereits kurz zuvor an heftig zu schneien und so begann diese Fahrt mit einem langen Stau vorm berühmigten Frankfurter Kreuz. Auch auf der damals eben erst fertiggestellten Sauerlandlinie, der Bundesautobahn BAB 45, ging es wegen starken Schneefalls und weil dort noch nicht geräumt oder gestreut war, nur im Schnecken-tempo weiter.

Matsch, Schnee und Streusalzbrühe trübten mir den Blick durch die Frontscheibe. Mein Scheibenwischer kam auch nicht mehr hinterher und dann war auch noch mittendrin der Wasservorrat der Scheibenwaschanlage aufgebraucht.

Kilometer um Kilometer kroch mein Fahrzeug dem Ziel entgegen. Dabei kam es mir so vor, als stünde die Zeit still und ich käme einfach nicht von der Stelle. Deshalb nutzte ich die, wegen des schlechten Wetters ins scheinbar Unendliche verlängerte, Fahrzeit dazu, meine Kindheitserinnerungen an die wunderschönen Zeiten mit und bei den Grosseltern noch einmal in meinen Gedanken Revue passieren zu lassen.

Während rechts und links der von den Reifen verdrängte Schneematsch hochstieg und somit auch noch meine Seitenscheiben verfinsterte, setzte bei mir langsam ein Kopfkino ein. Auf dem Programm standen die Filme mit Erlebnissen aus meiner Kindheit und der frühen Jugend bei den Grosseltern. Ich machte dabei sozusagen eine Art Autobahnfahrt durch die Vergangenheit und kam mir dabei vor, wie „*Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern*“, aus dem Märchen von Hans Christian Andersen, welches sich ein Schwefelholz nach dem anderen entzündete und dabei jedes Mal in den schönsten Erinnerungen an die Vergangenheit schwelgen konnte - „so hell, so leuchtend, so mild und gesegnet“, wie es heisst.

stattfinden wird - Entfernung circa 210 km. - Das müsste doch noch zu schaffen sein! Vom Lehrgangsleiter bei Olivetti bekam ich anstandslos und ab sofort Urlaub, packte nur



Abb.: Olivetti Hauptverwaltung in Ffm  
Architekt: Egon Eiermann, erb. 1972

das Nötigste in die Reisetasche und machte mich unverzüglich mit meinem flotten BMW 2000 Automatik auf den Weg. Leider fing es bereits kurz zuvor an heftig zu schneien und so begann diese Fahrt mit einem langen Stau vorm berühmigten Frankfurter Kreuz. Auch auf der damals eben erst fertiggestellten Sauerlandlinie, der Bundesautobahn BAB 45, ging es wegen starken Schneefalls und weil dort noch nicht geräumt oder gestreut war, nur im Schnecken-tempo weiter.

Matsch, Schnee und Streusalzbrühe trübten mir den Blick durch die Frontscheibe. Mein Scheibenwischer kam auch nicht mehr hinterher und dann war auch noch mittendrin der Wasservorrat der Scheibenwaschanlage aufgebraucht.

Kilometer um Kilometer kroch mein Fahrzeug dem Ziel entgegen. Dabei kam es mir so vor, als stünde die Zeit still und ich käme einfach nicht von der Stelle. Deshalb nutzte ich die, wegen des schlechten Wetters ins scheinbar Unendliche verlängerte, Fahrzeit dazu, meine Kindheitserinnerungen an die wunderschönen Zeiten mit und bei den Grosseltern noch einmal in meinen Gedanken Revue passieren zu lassen.

Während rechts und links der von den Reifen verdrängte Schneematsch hochstieg und somit auch noch meine Seitenscheiben verfinsterte, setzte bei mir langsam ein Kopfkino ein. Auf dem Programm standen die Filme mit Erlebnissen aus meiner Kindheit und der frühen Jugend bei den Grosseltern. Ich machte dabei sozusagen eine Art Autobahnfahrt durch die Vergangenheit und kam mir dabei vor, wie „*Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern*“, aus dem Märchen von Hans Christian Andersen, welches sich ein Schwefelholz nach dem anderen entzündete und dabei jedes Mal in den schönsten Erinnerungen an die Vergangenheit schwelgen konnte - „so hell, so leuchtend, so mild und gesegnet“, wie es heisst.

## DIE AUTOBAHNFAHRT

Mein zweieinhalb Jahre älterer Bruder hatte mir einmal von seinen frühesten Kindheitserinnerungen an Besuche bei unserem Opa in Neuberend<sup>24</sup> berichtet. Meine eigenen Bilder reichen nicht ganz so weit zurück, weil ich damals lediglich die ersten drei Lebensjahre, mitten in Schleswig, in der Poststrasse No. 5 verbracht habe.

Die Familie meiner Mutter stammte ursprünglich aus dem Kreisgebiet Osterode in Ostpreussen. Meiner Oma gelang es 1945, gemeinsam mit ihrer damals erst 17-jährigen Tochter und den kleineren Geschwistern, noch im letzten Moment und nur mit dem Nötigsten ausgestattet, mit der Eisenbahn über Berlin nach Schleswig zu fliehen, während der älteste Sohn und ihr Mann, unser Opa, sich noch im Fronteinsatz befanden. Die Stadtverwaltung quartierte die Flüchtlinge vorerst bei Familien im Nachbarort Neuberend ein. Die einheimischen Bauern, waren aber in der Regel darüber nur wenig begeistert. Die „Wesensart dieser östlichen Menschen“ mutete ihnen doch ziemlich fremd an. Meine Oma Emma musste sich dort mit ihren vier Personen in einem kleinen Zimmer auf neun Quadratmetern einrichten. Die älteste Tochter Inge, meine Mutter, fand dann aber glücklicherweise schnell eine eigene Unterkunft und Anstellung in der Küche der Landesheilanstalt Schleswig.

Der ältere Sohn meiner Grosseltern, mein Hamburger Onkel Ewald, hatte sich bereits bei Kriegsbeginn mit 17 Jahren zu den Fliegern der Luftwaffe gemeldet und eine Flugausbildung nach der anderen - bis hin zum ersten Düsenjäger Typ Messerschmitt Me 262 - absolviert. Als er dann alle Flugscheine beisammen hatte, war der Krieg schon fast zu Ende und kein Kerosin mehr vorhanden. So konnte er sich, nach nur kurzem Einsatz als Infanterist und beinahe ohne Feindberührung - er musste nie auf jemanden schießen - mit seiner, wasserdicht in einer Milchkanne verstauten Uniform und Ausrüstung, schwimmend über die Elbe in englische Gefangenschaft vor „den Russen“ retten.

Bei meinem Grossvater Gustav lief es aber nicht ganz so glatt. Er wurde, knapp fünf Wochen vor dem Kriegsende, am 5. April 1945, bei den Kämpfen um Danzig schwer verwundet. Ein Granatsplitter hatte ihm den linken Oberschenkel aufgerissen. Trotzdem hatte er dabei noch grosses Glück, denn er kam über die Landzunge der Reede Hela auf einem der letzten Verwundetentransportschiffe über die Ostsee in ein Lazarett nach Kopenhagen, im damals noch von Deutschland besetzten Dänemark. Er schwebte lange in Lebensgefahr, bevor er nach der Kapitulation in ein deutsches Lazarett nach Hameln verlegt werden konnte. Mitte Dezember 1945 wurde mein Grossvater auf zwei Krücken humpelnd und „bis auf die Knochen abgemagert“ nach Neuberend bei Schleswig zu seiner Familie

---

<sup>24</sup> Eine kleine Gemeinde bei Schleswig. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden dort viele Flüchtlinge aus Pommern und Ostpreussen notdürftig bei den Bauern oder in Barracken untergebracht.

entlassen. So konnte, nach drei Jahren wieder mit den Lieben vereint, 1945 ein bescheidenes, aber glückliches Weihnachtsfest im Frieden gefeiert werden.

Opa Gustav machte sich, trotz seiner Behinderung durch die Verletzung, unverzüglich daran, die auf Dauer unzumutbare Wohnsituation für seine Familie zu verbessern. Als erstes besorgte er sich aus einer bereits teilweise aufgegebenen Baracke, in der noch kurz vor dem Ende des Krieges Elitesoldaten der »Division Grossdeutschland« einquartiert waren, zwei eiserne Bettgestelle, die er dann provisorisch zu einem Stockbett verband. Seine universellen handwerklichen Fähigkeiten hat er sich wohl als Landwirt in Mispelsee und in seiner Zeit als Landmaschinenhändler in Hohenstein, Ostpreussen, angeeignet. Auch war er geradezu ein Genie im Organisieren des täglichen Bedarfs der Familie und ihrer Barackennachbarn.



Nach einigen Interventionen bei den Schleswiger Behörden, durfte mein Grossvater als erster, zwei grosse, frei gewordene Räume in der nicht beheizbaren, aber zwischenzeitlich teilweise vom Militär geräumten Wehrmachtsbaracke mit Frau, Kind und Kegel beziehen.

Abb.: Wehrmachtssoldaten vor den Baracken in Neuberend

Am Ende konnten dort noch dreizehn weitere Flüchtlingsfamilien einziehen, die zuvor bei Einheimischen zwangseinquartiert waren. Das führte jedoch oft zu nicht unerheblichen Problemen, was sich bis hin zu Fremdenhass äusserte. Damals war es eine Mammutaufgabe, die über zwölf Millionen Kriegsflüchtlinge und Vertriebenen aus den verlorenen Ostgebieten Deutschlands innerhalb kurzer Zeit im Westen unterzubringen und zu integrieren. Was damals aber gut funktioniert hat war die Beschulung der Kinder. Der jüngste Sohn meiner Grosseltern wurde bereits im Februar 1946 in Neuberend eingeschult und kam dann gleich nach den Osterferien in die zweite Klasse. „Besonderes Merkmal dieses *Kriegsfolgenhilfslagers* war, dass sich aus jedem Fenster der Baracken ein Ofenrohr zwängte, denn die aufgestellten Kanonenöfen oder Brennhexen [kleine Küchenherde] benötigten unbedingt einen Rauchabzug. Fliessendes Wasser hatten die Flüchtlingsfamilien in der Notunterkunft nicht. Sie mussten es aus einem Brunnen auf der Koppel vom Michelsen holen.“<sup>25</sup>

Beim Bauer Heinz Michelsen, dem auch die angrenzenden Felder gehörten, erwirkte Gustav für sich und die anderen Familien auch ein Nutzungsrecht für Gemüsegärten, jeweils

<sup>25</sup> Christa Henningsen: „Neuberend – Eine Chronik“, Wachholtzverlag Neumünster 2007, S. 75

Eichmann hatte sich bereits kurz vor dem Kriegsende in Altaussee vor seinen SS-Kollegen Karl Hoettl und Dieter Wisliceny ebenfalls »befriedigt darüber geäußert, für den Tod von fünf Millionen Juden verantwortlich zu sein.« Diesen Wortlaut bezeugten so die beiden SS-Angehörigen vor dem Internationalen Militär-Tribunal in Nürnberg. Keine drei Jahre nach seinen Tonband-Interviews in Argentinien, sah man vermeintlich einen *Spießbürger*, bieder mit Anzug und Kassengestell auf der Nase, geschützt in einem Glaskasten, in Jerusalem auf der Anklagebank sitzen. Dessen Anblick und Auftreten veranlasste die deutsch-amerikanische Publizistin Hannah Arendt zu den Reportagen und 1963 dem Bericht *Von der Banalität des Bösen*. Vermutlich bewirkten diese Eindrücke, dass mein allererster Theaterbesuch, die Aufführung „*Prozess in Nürnberg*“ unter der Regie von Max Fritzsche im Schauspielhaus Bochum vom Jahr 1969, war.

Irgendwie haben mich all diese geschilderten Erfahrungen und Einblicke dahingehend geprägt, dass ich mir keinesfalls vorstellen konnte, selbst auf andere Menschen zu schießen. Der „Militärdienst an der Waffe“ kam deshalb für mich absolut nicht in Frage und West-Berlin bot damals jungen Menschen grossartige Chancen. Obendrein sorgte das dort geltende Alliierte Besatzungsrecht<sup>39</sup> dafür, dass die Bundeswehr keinen Zugriff auf die Berliner Jugend im wehrfähigen Alter hatte, jedenfalls, sofern man noch keinen Wehrpass besass. Da ich 1969 gerade mal erst achtzehn Jahre alt geworden war und rechtzeitig vor der Wehrrfassung übergesiedelt bin, musste ich mir deshalb auch keinerlei Sorgen machen.

Die Berliner Wirtschaftsförderung suchte ab dem Mauerbau 1961 händeringend junge Arbeitnehmer aus dem ganzen Bundesgebiet und der Berliner Senat lockte dabei mit vielen Vergünstigungen. Es gab zum Beispiel eine steuerfreie Berlinzulage zum Gehalt sowie zwei Jahre lang, alle drei Monate kostenlose Flüge ins Bundesgebiet zwecks „Heimaturlaub“, des Weiteren günstige Ehestandsdarlehen, die man „abkindern“ konnte und vieles mehr. Es war dann meine erste Reise mit einem Flugzeug, die mich im Juli 1969 nach West-Berlin brachte.



Abb.: ehemalige Ankunftshalle - Flughafen Tempelhof

In dieser Abfertigungshalle des Zentralf Flughafens Tempelhof betrat ich zum ersten mal Berliner Boden.

Der Berliner Architekt Ernst Sagebiel plante diesen Bau im Jahr 1935 nach den monumentalen Vorstellungen von Nazi-Architektur des Reichsluftfahrtministeriums und denen des Reichsministers Hermann Göring. Heute ist der Flughafen auch ein Denkmal für die Zwangsarbeiter.

<sup>39</sup> Gestützt auf das Potsdamer Abkommen war West-Berlinern der Dienst an der Waffe untersagt.

Die Weltoffenheit und der *Menschenschlag* des Berliners, sowie auch die kulturelle und die politische Szene dort, waren damals für einen *Wessi* geradezu eine Erleuchtung. Da ich anfangs noch einige Tage Urlaub hatte, erkundigte ich erst einmal ausgiebig Stadt und Leute.

Dabei erlebte ich Demos gegen den Vietnamkrieg vor dem Café Kranzler und einen rabiaten Polizei-Schlagstockeinsatz mit Wasserwerfern, sowie den Auftritt einer Pferdestaffel, die mit langen Knüppeln auf „Free-Teufel-Demonstranten“ - selbst auf zufällige Passanten auf der Strasse - vor dem Gerichtsgebäude in Moabit einschlugen. Ein prägendes Erlebnis, welches mich in meiner Ablehnung von Gewalt jedweder Couleur eher noch festigte.

Es dauerte im Übrigen noch mehr als vierzig Jahre, bevor ich einen derartig gewalttätigen und unrechtmässigen Polizeieinsatz <sup>40</sup> noch einmal erleben musste, nämlich bei den zunächst friedlichen Bürgerprotesten am 30. September 2010 im Stuttgarter Schlossgarten, gegen das Bahnprojekt Stuttgart 21, den ich in einer Videoproduktion dokumentieren konnte.

Von einem Freund hatte ich noch vor meinem Berlin-Umzug von der Diskothek »Big Apple« gehört, in der er bei einer Klassenreise nach Berlin mit einer Farbigen getanzt habe und wie sensationell dies für ihn war. Also besuchte auch ich den *Big Apple*, *Big Eden* sowie die bekannte Diskothek *S.O.U.N.D.*, in welcher es damals schon psychedelische Lichteffekte, Videoprojektionen, Laserstrahler und riesige Lautsprecherboxen gab.

Nach einiger Zeit fand ich auch Zugang zum Berliner *Underground*. Hier gab es ein zeitweise rechtsfrei anmutendes *Unergründliches Obdach für Reisende* am Fasanenplatz oder den *Schotten* in der Schlüterstrasse, wo sich regelmässig die APO-Leute und - wie ich Jahrzehnte später nachlesen konnte - auch der *Berliner Blues* mit den *umherschweifenden Haschrebellen* um Wolfgang Neuss, Bommi Baumann und noch anderen Exponenten der 68er-Bewegung trafen und gemeinsam ihre Joints dort rauchten. Dass sich aus denen einmal die terroristische Vereinigung RAF bildet, die mit Entführungen, Mord und Totschlag von sich reden machte, habe ich damals nicht geahnt. Doch dies war nicht *wirklich* meine Welt.

Ausserdem war mein Urlaub bald zu Ende und ich trat meine neue Anstellung am Fehrbelliner Platz bei der EHG Elektro Handels Gesellschaft am Hohenzollerndamm No. 174, an. Im obersten Geschoss dieses Senatsgebäudes befand sich damals übrigens auch die gigantische Studenten-Diskothek Riverboat in der ich mich kurz darauf, bei dem Song *Na, Na, Hey, Hey, Kiss Him, Goodbye* von Tanja Berg alias Ute Kannenberg und ihrer »Firestone Band«, unsterblich in ein hübsches, blondes Mädchen, meine spätere erste Ehefrau, verliebte. Damit begann meine



Abb.: Eintrittskarte der Studenten-Disko Riverboat in West-Berlin

*Goodbye* von Tanja Berg alias Ute Kannenberg und ihrer »Firestone Band«, unsterblich in ein hübsches, blondes Mädchen, meine spätere erste Ehefrau, verliebte. Damit begann meine

<sup>40</sup> DER SPIEGEL vom 18.11.2015 – „Der Polizeieinsatz gegen Stuttgart-21-Gegner war rechtswidrig.“

## DIE VERSPÄTETE ANKUNFT

Obwohl ich mich bei all meinen Gedanken immer auf dem linken Fahrstreifen der Autobahn 45 in Richtung Dortmund hielt, gelang es mir einfach nicht, die inzwischen ausgerückten Streufahrzeuge zu überholen. Erst kurz vor dem Ziel klarte es auf und so kam es, dass ich erst nach dem Ende der eigentlichen Beisetzung auf dem Friedhof in Hagen-Delstern eintraf. Die Familie sass dort schon beisammen und man tröstete sich gegenseitig.

Es wurden dabei auch untereinander kleine Geschichten über Erlebnisse mit dem verstorbenen Gustav ausgetauscht. Irgendjemand merkte dann auch noch an, wie schön die Trauerfeier doch gewesen war und wie gut auch der Pfarrer über das Leben und die Lebensleistung meines Grossvaters gepredigt hatte.

Diese Ausführung veranlasste Gustavs jüngeren Sohn jedoch zu der Feststellung, dass der Pfarrer ja nur ausführlich über die *guten* Taten seines Vaters gesprochen habe und andere Dinge aus seinem Leben dabei verschwiegen wurden. Diese „Bombe“ war ein Volltreffer, gefolgt von plötzlich eintretender eisiger Stille. Niemand sprach mehr auch nur ein Wort und meine Oma ging schluchzend aus dem Raum. Es dauerte einige Zeit, bis sich dann alle wieder gefasst hatten und die Unterhaltungen weiter gingen. Schliesslich hat man dieses Thema bisher - im wahrsten Sinne des Wortes - immer erfolgreich totgeschwiegen.

Das *Donnerecho* hierauf kam jedoch zwei Tage später, als ein wutentbrannter Brief meiner Mutter, gerichtet an ihren jüngeren Bruder, bei diesem eintraf. Grobinhaltlich ging es in ihrer Depesche darum, wie es derjenige, welcher „seine Füsse doch am längsten unter den Tisch des gemeinsamen Vaters gestellt hat“, wagen konnte, sich zu erdreisten, diesem posthum seine schwere Soldatenzeit vorzuhalten. Es haben damals ja schliesslich *alle* leiden müssen. Hier wurde erstmals offenbar, dass etwas Unaussprechliches in Opas Vergangenheit lauerte. Offen ausdiskutiert wurde dies aber bis heute nicht, vielmehr wurde das Ganze auch zusätzlich noch mit Streitigkeiten um das recht übersichtliche Erbe und mit Vorhaltungen meiner Mutter, gegenüber ihrer jüngeren Schwester, wegen der exzessiven Inanspruchnahme *der armen Oma*, bei der Betreuung von deren beiden Kinder, angeheizt.

Ein Besuch des jüngeren Bruders, gemeinsam mit dem aus Hamburg zwecks Schlichtung angereisten älteren Bruders bei meiner Mutter scheiterte kläglich und endete mit einem glatten Rauswurf der beiden Versöhnung suchenden Brüder.

Die dann folgende Funkstille zwischen meiner Mutter und ihren Geschwistern hielt bis zu ihrem Tod an. Selbst an der Beisetzung der noch vor ihr verstorbenen jüngeren Schwester in Hagen, hat meine Mutter nicht teilgenommen. Sie übte sich seitdem gegenüber ihren Geschwistern bis zuletzt in grossem Schweigen.

Darf man heute, nach über vierzig Jahren, den *bösen Geist* überhaupt noch aus der Flasche lassen? Die Frage, was mein Opa im Krieg gemacht hat, wurde jahrzehntelang von keiner der beiden Seiten mehr thematisiert und ist auch irgendwie wieder in Vergessenheit

## DIE FÄHRTE

Lange Zeit hiess es also *Im Westen nichts Neues*. Das änderte sich erst, als ich im Sommer 2009 damit begann, nach und nach meine Familienangehörigen in Hagen, Essen, Hamburg, München und Schleswig regelmässig zu besuchen um Gespräche, auch über die *guten alten Zeiten*, zu führen. Vorangegangen war einige Zeit zuvor noch ein Besuch bei meiner Oma Emma in Hagen, nicht lange vor ihrem Tod.

Als erster erzählte mir mein Onkel in Hamburg über seine Jugenderlebnisse und den Werdegang seines Vaters - meines Opas Gustav. Dabei wurde auch die Kriegszeit in vielen Anekdoten beschrieben. Hier gab es auch erste Erzählungen darüber, weshalb sich mein Opa zur Polizei gemeldet hat und anschliessend an seine Ausbildung in der Gendarmerieschule in Bad-Ems, dann „Lager bewachte“ und dass er Mitte 1943 trotzdem noch „an die Front“ musste, um in Weissrussland die „Partisanen“<sup>43</sup> zu bekämpfen“. Im Übrigen seien diese Kämpfe für beide Seiten „kein Zuckerschlecken“ gewesen.

Ebenso gab mir auch meine Tante bei meinen letzten Besuchen in Hagen weitere Auskünfte darüber. Ohne jedoch Details zu nennen, sagte sie mir: „Was wird er [Opa] damals [in den Lagern] schon gemacht haben – das weiss man heute doch.“ *Ich* wusste es, bezüglich meines Opas - jedenfalls bis dato - noch nicht.

Eine weitere gute Quelle waren die schriftlichen Lebenserinnerungen meiner Oma vom Mai 1984. In diesen beschreibt Emma die wichtigsten Ereignisse ihres Lebens.

Als ich dann im November 2011, gemeinsam mit meinem älteren Bruder unsere Mutter in Essen besuchte, gab sie uns etwa drei Stunden lang Auskunft über ihre Jugend, den Krieg, die Vertreibung und ihre Flucht aus Ostpreussen. Nachdem wir sie dann auch noch zu den Einsätzen ihres Vaters während des Krieges befragten, verlor sie fast die Fassung, als sie uns dann von Ghettos und Konzentrationslagern in Polen berichtete. Sie schloss dann mit der Behauptung: „Wenn er nicht geschossen hätte, dann wäre ihr Vater ja wegen Befehlsverweigerung selber erschossen worden.“<sup>44</sup>

Damit war es also heraus!

Aber das Was, Wie, Wann und Wo blieb vorerst noch im Dunkeln.

- - -

---

<sup>43</sup> »Partisanenbekämpfung« und »Bandenbekämpfung« waren Tarnbegriffe, hinter denen sich die geplante und systematische Ermordung von Juden, »Zigeunern«, Behinderten, Kranken, und »überflüssigen Essern« - also von Teilen der Bevölkerung - in den von der Wehrmacht besetzten Ostgebieten, vor allem in Weissrussland, der Ukraine und in Polen verbarg.

<sup>44</sup> Bis zum heutigen Tage ist nicht ein einziger derartiger Fall bekannt oder dokumentiert worden.

# CHRONIK

Um zu verstehen welche Kultur, welcher Menschenschlag, welche Gebräuche, welche Umstände und welche damals vorherrschenden Weltanschauungen und Ansichten die Kindheit, Jugend und das Erwachsenwerden meines Grossvaters und dessen Vorfahren bestimmten, habe ich versucht, mit den mir trotz des grossen zeitlichen Abstands noch verbliebenen Möglichkeiten zu erforschen, Antworten auf meine Fragen zu bekommen.

Es bedurfte hierfür einigen Aufwand an Zeit und Geduld, um geeignete Quellen zu finden und diese zu erschliessen, zumal durch den Krieg und die folgende Neuaufteilung Europas vieles verloren ging oder unauffindbar blieb, aber ich war darüber erstaunt, dass trotzdem noch derart umfangreiches Material in den Archiven auf Entdeckung und deren Sichtung auf mich wartete. Wenn man dann die tatsächlich aufgefundenen Puzzlestücke zusammensetzt, öffnet sich einem der Blick auf eine untergegangene Welt im ehemals deutschen Osten und auf die Menschen die dort lebten, liebten und arbeiteten und wie diese so dachten und handelten. Mir ging es vor allen Dingen auch darum, die Lebensumstände meiner Familie und deren Vorfahren zu beleuchten.

Da ich davon überzeugt bin, dass es für das Verständnis, der nun erzählten Geschichten dem Leser hilfreich ist, versuche ich ein „Diorama“<sup>45</sup> der damaligen Zeiten in Ostpreussen zu entfalten. Und wer aus der Nachkriegsgeneration, weiss heute überhaupt noch etwas über diese längst vergangenen Zeiten im damals noch zu Deutschland gehörenden Ostpreussen. Wer wohnte dort, wo kamen diese Menschen her, wie sprachen sie, wie lebten und arbeiteten sie, wie begann es, weshalb und wie ging es schliesslich zu Ende – das Leben der Deutschen in Ostpreussen?

Ein besonderer Fokus lag für mich dabei natürlich auf der Historie der Familie meines Grossvaters und welche Ereignisse sein Leben beeinflussten. Es ist nicht verwunderlich, dass beispielsweise der Verlust des elterlichen Hofes, gefolgt vom Tod der ersten Frau, gravierende Einschnitte für Opa Gustav bedeuteten. Auch die massiven politischen und wirtschaftlichen Veränderungen haben damals so einiges von den Füßen auf den Kopf gestellt: der Verlust des ersten Weltkriegs, die damit verbundene Abtrennung Ostpreussens vom Reichsgebiet, die Inflation, die Deflation und nicht zuletzt auch die politischen Wirren der Weimarer Republik bis hin zur Machtübernahme durch die Nationalsozialisten.

Ich hoffe, dass mir auf den folgenden Seiten der Versuch einer  
Annäherung an die Wahrheit gelungen ist.

\* \* \*

---

<sup>45</sup> Altgriechisch: hindurchsehen, durchschimmern, durchschauen, also ein *Durchscheinbild*

# HEIMATKUNDE

Da eine Landschaft und die dazugehörige geschichtliche Entwicklung die Wurzeln der jeweiligen Bevölkerung bilden, prägen diese Einflüsse auch stark den Charakter, die Art und die Lebensweise des dort seit langem einheimischen Menschengeschlages. Aber es scheint mir auch so, dass selbst lange Zeit zurückliegende Erfahrungen und Traumata über Generationen hinweg in so einer Art *sozialem Gedächtnis* gespeichert werden und auf diese Weise auch das Zusammenleben und die Handlungsweisen der verschiedenen Bevölkerungsgruppen prägen.

Ostpreussen, das ehemalige *Königreich Preussen*, war ursprünglich das Stammland der baltischen *Prussen*. Im 13. Jahrhundert beauftragten der Kaiser und der Papst gemeinsam den *Deutschen Orden* mit der Eroberung und Christianisierung des Landes. Das Territorium dieses Deutschordensstaates, wurde Preussen genannt.<sup>46</sup> Seit dem verlorenen Zweiten Weltkrieg 1945 gehören diese Gebiete jedoch hauptsächlich zum polnischen Staatsgebiet, während nördliche Teile Ostpreussens, einschliesslich der Provinzhauptstadt Königsberg heute eine russische Exklave an der Ostsee, umringt von Polen und Litauen bilden. Die deutsche Besiedlung des Landesteils Sassen, zu dem auch das spätere Kreisgebiet Osterode, die Heimat meiner Grosseltern gehörte, begann aber erst im 14. Jahrhundert nachdem sich der Deutsche Orden bereits zu einer wichtigen Grossmacht im Osten entwickelt hat.

Noch Anfang des 14. Jahrhunderts erstreckte sich ein riesiger Urwald über das Gebiet um Osterode bis über die Westgrenze Ostpreussens hinaus und bedeckte ganz Masuren und dessen Nachbargebiete. Dieser grosse, bis dahin unberührte Urwald wurde damals durch allerlei Raub- und Jagdtiere wie Bären, Wölfe, Luchse, Marder, Wildschweine, Auerochsen, Wildpferde, Elche und wilden Bienen, die Honig in hohlen Baumstämmen sammelten, reich bevölkert. In den Sumpfgebieten und den Flussläufen kamen Fischotter und Biber in grosser Zahl vor und die klaren Seen waren reich an vielerlei Fischarten.

Zu jener Zeit drangen die ermländischen Preussen von Norden her in diese urzeitliche Wildnis vor, um sie zu besiedeln. Zur gleichen Zeit, begannen auch polnische Siedler, den südlichen, zu Polen gehörenden Teil dieses Gebietes, zu kolonisieren. Es galt damals aber nicht nur, diese mächtige Wildnis zu erschliessen, zu besiedeln und urbar zu machen, sondern sich auch der Angriffe der damals noch heidnischen Litauer zu erwehren. Hierfür errichtete der Orden Burgen, befestigte Städte, machte seine Landgüter wehrhaft und errichtete an den äusseren Siedlungsgrenzen eine sogenannte Landwehr - bis zu drei Meter hohe Erdwälle die mit Palisaden versehen wurden. Im Jahre 1407 brach dann ein Krieg mit Polen-Litauen aus, der mit der ersten grossen *Schlacht bei Tannenberg* in einer schweren Niederlage der Streitmacht des Deutschen Ordens endete und schliesslich zum Niedergang der Ordensherrschaft in Preussen führte, andererseits aber der Beginn des Aufstiegs Polen-Litauens zu einer europäischen Grossmacht wurde.

<sup>46</sup> Dr. Rudolf Grenz: aus Aufsätzen für das „Kreisbuch Osterode Ostpreussen“, KGO, Osterode 1977

## DIE NEUE HEIMAT

Im Kreisgebiet von Osterode fanden ebenfalls viele religiös verfolgte Salzburger eine neue Heimat. Auch wenn dem Wunsch der Emigranten, in geschlossenen Dörfern zu siedeln, leider nicht entsprochen werden konnte, so war man nun doch in Sicherheit. Trotzdem entwickelten sich in dem Flachlandklima und wegen der Notwendigkeit, sich an das härtere Klima gewöhnen zu müssen, bei vielen *Exulanten* depressive Zustände und ein grosses Heimweh nach den verlorenen Bergen. Es grassierte bei vielen auch eine gewisse Unrast und einige zogen erst einmal von Ort zu Ort bevor sie dann endlich sesshaft wurden.

Ein ostpreussischer Lehrer berichtete damals: »Die Salzburger wären arbeitsam und fromm, nur an Bildung mangle es ihnen.« Doch schon ein Jahrzehnt danach wurden sie in jeder Hinsicht beim König gelobt. Während die Emigranten aus dem Zwang heraus, in Ostpreussen Fuss zu fassen, begannen sich den dort üblichen Gepflogenheiten anzupassen und sogar am Geschick ihrer neuen Heimat lebhaften Anteil zu nehmen, krankte das ursprüngliche Heimatland Salzburg lange an dem furchtbaren Aderlass seiner Bevölkerung.<sup>52</sup>

Als Bauern wurde auch den Vorfahren meines Grossvaters Gustav ein Gehöft mit Landwirtschaft in der Ortschaft Mispelsee in der Nähe von Hohenstein zugewiesen und nach einiger Zeit der „Bewährung“ als Eigentum überschrieben. Im Laufe der Generationen prosperierte deren Landwirtschaft und es kamen später auch noch exklusive Fischereirechte für den Mispelsee dazu. Wie es dann mit der Familie weiterging, konnte ich den schriftlichen Erinnerungen meines Onkels, meiner Grossmutter und den Erzählungen der beiden, sowie auch den Schilderungen meiner Mutter entnehmen:

Gottlieb, Gustavs Vater, also mein Urgrossvater, wurde im Dezember 1858 in Mispelsee geboren. Seine um neun Jahre jüngere Frau Friederike, geborene Werner, wurde am 3. Februar 1869 in Dietrichsdorf, Kreis Neidenburg geboren. Gemeinsam bewirtschafteten sie hundert Morgen Ackerland sowie fünfundzwanzig Morgen Wiesen und Wald. Hinzu kamen dann noch die recht einträglichen Fischereirechte auf dem Mispelsee. Damals wurden die Äcker noch mit Ochsen und Pferden bearbeitet. Auf dem Hof wurden auch Kühe, Lämmer, Gänse, Puten und Tauben gehalten. Zwei scharfe Hütehunde bewachten den Hof und Katzen hielten die Mäuse von den geernteten Vorräten in dem Scheuern fern.

Die Urgrosseltern bekamen im Laufe der Zeit neun Kinder - vier Töchter und fünf Söhne. Ein Junge ist bereits sehr früh als Kind verstorben und ein anderer ist im Ersten Weltkrieg in Frankreich gefallen. Ein Sohn ging auf Wanderschaft und wurde Landwirt in Pommern und ein vierter lernte in Berlin das Schneidern. Dieser eröffnete danach eine gutgehende Schneiderwerkstatt in der Garnisonsstadt Ortelsburg, Ostpreussen. Hier fertigte er mit einigen Gesellen und Lehrlingen Uniformen für die Offiziere der *Ortelsburger Jäger* sowie Anzüge für die bürgerliche Ortelsburger Kundschaft und für die Kaufmannschaft.

---

<sup>52</sup> Paul Brock: „Die Salzburger in Ostpreussen“

Auch die Mädchen der Urgrosseltern kamen nach und nach unter die Haube, heirateten einen Förster und zwei Landwirte. Die Tochter Lotte<sup>53</sup> heiratete nach Dortmund, wo es ihr Mann Ewald Schäfer bis zum Stadtdirektor brachte. Diese Tante Lotte hielt immer engen Kontakt zur ganzen Familie. Es war dann der Drittjüngste, mein Grossvater, der zuhause blieb und den Eltern auf dem Hof und bei der Fischerei helfen musste. Damals war es noch schwere Handarbeit ohne Maschinen. Dafür wurde ihm aber später auch der Hof überschrieben.

Gleich zu Beginn des Ersten Weltkriegs wurde die Gegend um Paulsgut und den Mispelsee von der 2. Russischen Armee unter General Alexander Samsonow überrannt. Ich zitiere hierzu aus den Erinnerungen meines Onkels (ebenfalls mit dem Vornamen Ewald):

» ... so dass viele Einwohner flüchten oder sich verstecken mussten, denn die Russen, überwiegend Kosakenreiter, plünderten und mordeten damals die Bevölkerung und vergewaltigten Frauen und Mädchen. Die Kosaken stachen mit ihren Lanzen und Säbeln auf die Menschen ein, töteten oder verletzten sie schwer. Aus Angst vor Gewalttaten flüchteten die Menschen schon damals, versteckten sich im Schilf und Wasser der Seen, den Sümpfen und auch in den umliegenden Wäldern ...



Erst nach der Schlacht bei Tannenberg kehrten die hastig geflüchteten Einwohner in ihre meist stark verwüsteten Städte und Dörfer zurück. In Hohenstein, Mispelsee und Paulsgut waren auch viele Höfe zerstört oder verwüstet.«

Abb.: Wohlfahrts-Karte „Der grosse Krieg 1914/15“  
Verfolgung der bei Tannenberg geschlagenen russischen Armee

Diese traumatischen Erlebnisse werden auch ausführlich in den Lebenserinnerungen meiner Grossmutter Emma, Grossvater Gustavs zweiter Ehefrau, beschrieben:

»Als ich sieben Jahre alt war, brach wegen der deutschen Kriegserklärung an Russland der Erste Weltkrieg aus. Es war ein Sonntag, der 1. August 1914. Ich kann mich an diesen Tag noch gut erinnern. Unsere Eltern weckten uns ganz früh. Wir waren alle um 6 Uhr morgens draussen. Die Glocken der Kirchen läuteten in unserem Dorf und waren auch von den Nachbarorten zu hören. Meine Mutter war sehr traurig. Ungefähr Mitte August, den

<sup>53</sup> Tante Lotte in Dortmund, die Schwester meines Opas, wurde bei Kriegsende und bei der Flucht der Grosseltern, zu Kommunikationszentrale und Anlaufstelle für die in alle Himmelsrichtungen verstreute Familie.

## DAS NEUE LEBEN

Für ein neues Leben braucht es auch Veränderungen und deshalb kündigte mein Grossvater, nach dem Tod seiner ersten Frau Auguste im Dezember 1928, die noch nicht bezogene neue Wohnung in Königstein, mietete nur für sich stattdessen ab Januar 1929 dort ein möbliertes Zimmer und stürzte sich in die Arbeit.

Beruflich wechselte er dabei vom Kohlen- und Getreidehandel bei der Firma Kurt Pillig<sup>62</sup>, in den Vertrieb von landwirtschaftlichen Geräten, zur Firma Schulz am Marktplatz in Hohenstein und machte sich später in dieser Branche auch selbstständig. Für seine Kundenbesuche benutzte er seinen neuen offenen Opel P4 mit vier Sitzen, einem Klappverdeck und vier Türen mit Einsteckscheiben, wobei bei diesem Modell der Scheibenwischer von innen über einen Hebel per Hand bewegt werden musste.

Mit diesem Auto besuchte er die Landwirte des ganzen Landkreises und in den Nachbarkreisen bis hin nach Allenstein und Neidenburg. Die angebotene Produktpalette umfasste neben den herkömmlichen Hacken und Sensen unter anderem Mähdrescher, Wender, Motorpflüge, Grasmäher und andere modernste landwirtschaftliche Hilfsgeräte.

Da in dieser Zeit die Mechanisierung der Landwirtschaft gerade erst so richtig begonnen hat, waren auch seine Umsätze recht gut. So belieferte er zum Beispiel auch den Hof des Schwiegervaters in Paulsgut mit der neuesten Technik und installierte dort einen dieselbetriebenen Deutz-Motor mit Wasserkühlung, der den alten *Göpel*<sup>63</sup> ersetzte. Dieser wurde auch *Rosswerk* genannt, stand bei der Scheune und wurde von vier Pferden angetrieben, die ein Drehkreuz aus Holz in Bewegung hielten, indem sie, festgebunden an den Stangen, andauernd im Kreis laufen mussten. Über die Mittelachse, ein hölzernes Winkelgetriebe und lange Übertragungsstangen, wurde die Kraft auf Antriebswellen in der Scheune übertragen. Mit den dort aufgelegten ledernen Flachriemen konnte dann der Häcksler, der Drescher und andere Maschinen in Gang gesetzt werden.

Die erste Stunde war es für die Kinder wohl noch ein Vergnügen auf dem Göpel sitzend Karussell zu fahren und die Pferde dabei anzuspornen, aber nach einiger Zeit wurde es wohl jedem davon genauso durmelig und benommen, wie auch den armen Pferden. Da kam so ein Motor doch gerade recht! Dann begann langsam, aber sicher die neue Zeit auch in Ostpreussen Einzug zu halten. Im Jahr 1933 kam die Elektrizität über Freileitungen auf Holzmasten und mit Transformatorenhäuschen auch bis nach Paulsgut. Damit konnten dann auch das Licht, diverse Maschinen, Wasserpumpen, Bügeleisen sowie der Volksempfänger elektrisch betrieben werden. Da wollten auch die Nachbarn und Bekannten nicht zurückstehen und im Landkreis kannte ja jeder Bauer jeden.

---

<sup>62</sup> Firma Kurt Pillig >> siehe Anhang: Karte von Hohenstein

<sup>63</sup> Als Göpel oder Göpelwerk, früher auch „Göpelkunst“, wird eine Kraftmaschine bezeichnet, die durch Muskel-, Wasser-, Wind- oder Dampfkraft angetrieben wird.

## DIE NEUE ZEIT

Bevor die »Neue Zeit« beginnen kann, muss die alte überwunden werden. Aus der Sicht meines Grossvaters und vieler anderer Menschen hatte der verlorene Erste Weltkrieg auch den Menschen in Ostpreussen nichts Gutes gebracht. Erst die Tatareneinfälle gleich bei Kriegsbeginn 1914, dann der Verlust von Westpreussen an Polen und obendrein die Inflation mit hoher Arbeitslosigkeit.

Das galt besonders auch für das Kreisgebiet Osterode und meinen Grossvater. Der Wiederaufbau, der von den Russen stark zerstörten Städte und Dörfer, wie Hohenstein, Mispelsee und Paulsgut, die wirtschaftlichen Behinderungen durch den polnischen Korridor, der Ostpreussen vom Rest des Deutschen Reiches quasi abgeschnitten hat, die Inflation und die folgende Deflation, was letztlich auch dazu führte, dass mein Grossvater die Geschwister nicht mehr auszahlen konnte und deshalb seinen Hof in Mispelsee verkaufen musste. Kaum, dass er den Betrieb dort wieder in Gang gebracht hat und auf kleine Gewinne hoffen durfte, verlor er mit dem Verkauf für sich und seine Frau die bisherige Existenzgrundlage.

Wer trug die Schuld daran? Die Mehrheit der Bevölkerung k Reidete dies den heftig zerstrittenen Politikern der Weimarer Republik und somit auch der jungen Demokratie als Versagen an. Deshalb sehnten sich viele nach einem »Erlöser«, der sein Volk vom »Joch der Versailler Verträge« befreit und Deutschland zu *alter Grösse* zurückführt.

So oder ähnlich musste mein Opa Gustav auch gedacht haben. Wohl deshalb trat er bereits zum Ende der 20er Jahre dem »STAHLHELM - Bund der Frontsoldaten«<sup>85</sup> bei. Jedenfalls berichtete meine Mutter davon, dass er schon vor 1933 die schwarze Kluft des STAHLHELM trug. Dessen Mitglieder traten als bewaffneter Arm der »Deutschnationalen Volkspartei (DNVP)« auf und leisteten Saalschutz für deren Veranstaltungen. Mit Partisanentrupps und Bombenlegern rückten STAHLHELM-Truppen auch gegen die am 8. März 1921 in den Kohlenpott [das Ruhrgebiet] einmarschierten Franzosen an.<sup>86</sup>

Bei der Provinziallandtagswahl in Ostpreussen am 29.11.1925 erzielte die DNVP 45,6% und die NSDAP ganze 4,19%. Bei der Wahl vom 12.03.1933 kehrte sich das um - mit 12,7% für die DNVP und 58,1% für die NSDAP. Da hatte man wohl (unfreiwillig?) den Teufel mit Beelzebub ausgetrieben.

Mein Grossvater hat die Zeichen der Neuen Zeit wohl schon früh erkannt und die Fahnen gewechselt. Meine Mutter erzählte uns, dass ihr Vater von einem Tag auf den anderen statt der schwarzen, die braune Uniform eines SA-Sturmmannes trug und dass er

---

<sup>85</sup> Der Stahlhelm war ein militant nationalistischer, antiparlamentarischer Wehrverband in der Weimarer Republik und ein Sammelbecken ehemaliger Soldaten aus dem 1. Weltkrieg, die von sozialem Abstieg bedroht waren und die neue Demokratie strikt ablehnten.

<sup>86</sup> DER SPIEGEL 42/1967: »STAHLHELM - Ehr und Wehr«

auch dem *NSKK*, dem Nationalsozialistischen Kraftfahrkorps beigetreten ist. Das war wohl auch ein wichtiger Schritt, hin zu seiner Automobilisierung.

Zuerst fuhr er ein kleines Motorrad, dann ein grösseres mit einem Soziussitz und schlussendlich den Opel P4 mit Faltdach. Die erforderlichen Führerscheine hat Gustav mit Hilfe des *NSKK* gemacht und auch sonst sorgte diese Mitgliedschaft für seine guten Kontakte, um zum Beispiel einen Lastkraftwagen für den Umzug zu organisieren und um später, auch einen Pachtvertrag für die Kantine der Flughafenbaustelle am »Reichsehnenmal Tannenberg«<sup>87</sup> zu erhalten. Die Kantine lag direkt bei den Unterkünften der Arbeiter und wurde danach ausgebaut und in ein Kriegsgefangenenlager, das Stalag I-b umgewidmet.

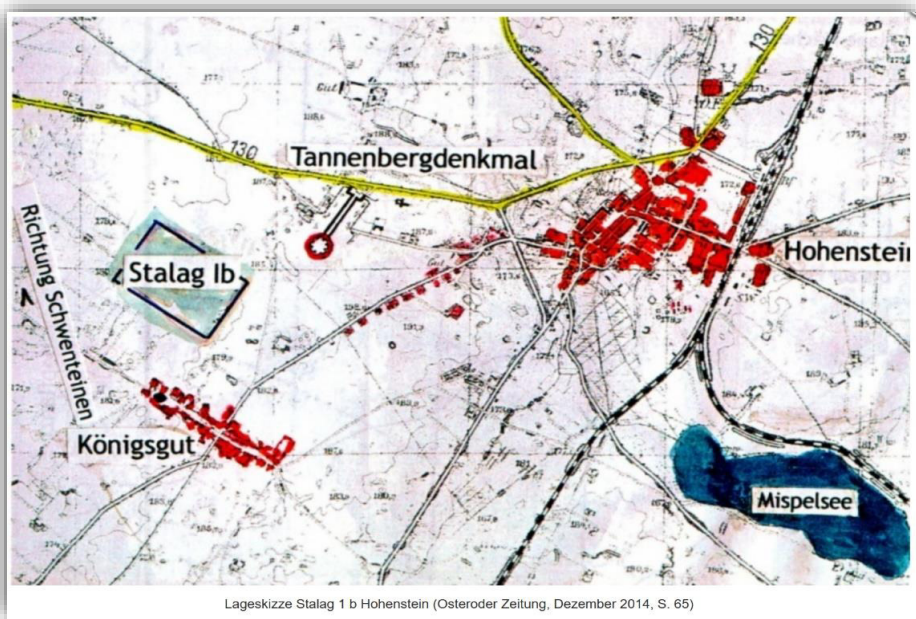


Abb.: Lageskizze Hohenstein, Mispelsee und Stalag I-b

Der nachfolgende Beitrag von Paul Hoser im Historischen Lexikon Bayerns liefert eine gute Beschreibung der *SA*, ihrer Organisation, ihrer Aktivitäten und ihrer Ziele:

»Die *Sturmabteilung SA* war die paramilitärische Kampforganisation der *NSDAP*, gegründet im November 1920 als Turn- und Sportabteilung, am 05. Oktober 1921

<sup>87</sup> Das Tannenberg-Denkmal wurde 1924–27 bei Hohenstein zur Erinnerung an die dort 1914 gewonnene Schlacht gegen russische Invasionstruppen errichtet. Am 7. August 1934 wurde hier der Reichspräsident Hindenburg in Gegenwart Hitlers beigesetzt. Im Oktober 1935 wurde das Denkmal auf seine Anweisung von »Nationaldenkmal Tannenberg« in »Reichsehnenmal« umbenannt. Im Januar 1945 wurde es beim Rückzug der deutschen Truppen auf Befehl Hitlers teilweise gesprengt, nachdem man zuvor Hindenburgs Leichnam nach Marburg an der Lahn in Sicherheit gebracht hatte.

# RECHERCHE

Was ereignete sich eigentlich tatsächlich, nachdem sich mein Opa freiwillig zur Polizei-Reserve nach Königsberg gemeldet hat? Was waren dort *seine* Aufgaben? Irgendwie kam ich mir dabei schon jetzt ein wenig vor, wie einst der Schriftsteller Marcel Proust in seinem Roman » À la Recherche du temps perdu - Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. «

Meine noch lebenden Verwandten hatte ich ja bereits ausgiebigst zu diesem Thema befragt, jedenfalls soweit es die jeweiligen Situationen und auch die Befragten selber zuliessen. Die Aufzeichnungen mit den Lebenserinnerungen meines Hamburger Onkels und meiner Grossmutter in Hagen, Opas Frau, hatte ich ebenfalls schon durchgearbeitet und mit meinen eigenen Beobachtungen und Erinnerungen abgeglichen.

Im Internet suchte ich deshalb nach weiteren Quellen und stiess über die Seiten des Bundesarchivs auf deren Datenbank INVENIO. Diese kann nach einer Voranmeldung von jedermann zu eigenen Online-Recherchen genutzt werden. Viele Dokumente des Bundesarchivs wurden inzwischen digital eingescannt und sind, soweit es sich nicht um geschützte, personenbezogene Daten handelt, auch online einsehbar. Auf meiner Suche nach weiteren, neuen Fakten habe auch ich diese Quellen genutzt und mit anderen Internet-Recherchen, sowie mit der Durchforstung einiger Fachbücher zu diesem Thema ergänzen können.

Die meisten meiner Fundstellen ergaben sich tatsächlich aber bei der Lektüre neuerer Publikationen, Fachbücher und Forschungsergebnisse über die Strukturen, Aufgaben, Einsatzgebiete und Mord-Aktionen der sogenannten »Einsatzgruppen«. Ergänzt habe ich meine umfangreichen Recherchen zusätzlich noch mit einer Aktendurchsicht von Gerichtsverfahren, welche von der *Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen* mit Sitz in Ludwigsburg gesammelt werden. Von 1945 – 2017 wurden in der BRD 36.393 NS-Ermittlungsverfahren eingeleitet, die sich gegen 172.194 Personen richteten, wovon 16.740 angeklagt und 6.656 verurteilt wurden.

Erwartungsgemäss stiess ich dabei zwar nicht auf eine »Smoking Gun« in der Art, dass auch mein Grossvater bereits namentlich in einem der bisherigen Strafverfahren benannt wurde oder ihm gar konkrete Einzeltaten zur Last gelegt wurden. Doch bei Durchsicht der Aussagen von Tätern und Zeugen über die Tatorte und die Tatumstände bei Gerichtsverfahren gegen andere Täter aus den Reserve-Polizeibataillonen, wurden mir die *Aufgabenstellungen* dieser Einheiten sehr plastisch vor Augen geführt. Ausserdem ergab sich aus der Kombination aller Quellen eine historisch recht gut abgesicherte Darstellung der Einsatzorte, der Aufträge und Aktionen des berühmten Reserve-Polizeibataillon 11 - der Einheit meines Grossvaters.

In den Gesprächen mit meinem Onkel erwähnte dieser mehrfach, dass sein Vater bereits vor Hitlers Machtergreifung vom *STAHLHELM* zur *SA* bzw. zum *NSKK* wechselte und

gleich zu Beginn des Jahres 1933 seinen Aufnahmeantrag als neues Mitglied in der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei – *NSDAP* gestellt hat. Über meine Datenbankabfrage bei INVENIO bekam ich drei Fundstellen zum Namen meines Opas angezeigt. Weil es sich dabei aber um personenbezogene Daten handelte, konnte ich die betreffenden Dokumente online nicht inhaltlich einsehen.

In einem Anruf beim Bundesarchiv, erklärte mir der dafür zuständige Mitarbeiter, dass ich einen Antrag stellen und diesen auch begründen müsse, um dort Einblick zu bekommen. Danach würde ein Archivar die betreffenden Unterlagen heraussuchen, kopieren und mir diese innerhalb von drei bis vier Wochen auf dem Postweg zusenden und da die betreffende Person bereits vor über 30 Jahren verstorben ist, greife hier der Datenschutz nicht mehr.

Da ich jedoch sehr ungeduldig war, machte ich mich selbst auf den Weg nach Berlin-Lichterfelde, um dort im Bundesarchiv in den Beständen des ehemaligen amerikanischen Berlin Document Center - BDC<sup>108</sup> nach den Hinweisen auf meinen Opa zu recherchieren. Dabei traf es sich doch gut, dass unser ältester Sohn kurzfristig einen Termin in der Berliner Firmenzentrale seines Arbeitgebers wahrnehmen musste und mit dem Dienstfahrzeug dort hinfahren würde. So hatte ich von einem Tag auf den anderen eine Mitfahrgelegenheit. Ein weiteres Zimmer im B&B Hotel, ganz in Nähe des alten Flughafens Schönefeld war über das Internet auch schnell gebucht und deshalb konnte es schon am nächsten Tag losgehen.

Anfangs war ich innerlich ein wenig aufgewühlt und hatte bei dieser Fahrt Assoziationen an die Anreise zur Beisetzung meines Grossvaters - dreiundvierzig Jahre zuvor - diesmal jedoch als Beifahrer in einem Daimler und bei herrlichem Wetter.

Was würde ich *dort* wohl vorfinden?

Die Limousine schnurrte förmlich von Stuttgart über schwäbische, fränkische und bayerische Autobahnen in Richtung Hof nach Rudolphstein. Das war zu meinen Berliner Zeiten in den 70ern der Grenzübergang zur DDR und damals das Ende der Autobahn, aber auch ein wenig wie das Ende Deutschlands oder gar das Ende der Welt. Danach hoppelte man nämlich mit maximal 100 Stundenkilometern und – schlaglochbedingt - mit häufig reduzierter Höchstgeschwindigkeit über die schon brüchigen Betonpisten der ehemaligen Reichsautobahn in Richtung West-Berlin. Zuvor musste man damals allerdings an der Grenzübergangsstelle zur DDR noch langwierige und oft sehr schikanöse Passkontrollen über sich ergehen lassen. Da der gemeine Westberliner ein Herdentier ist, führte das an den Wochenenden regelmässig zu stundenlangen Staus. Sowohl rein, wie auch raus.

Auf unserer Fahrt war jedoch von alledem nichts mehr zu sehen. Wir rauschten einfach so durch. Bei einer Tankrast war auch nichts mehr von der MITROPA-Raststätte und dem *INTERSHOP* vorhanden, stattdessen wurde jetzt beim ESSO-Tiger getankt und in deren Restaurant gespeist. - Tempora mutantur, nos et mutamur in illis.

---

<sup>108</sup> Das BDC wurde 1945 errichtet, um zentral Unterlagen aus der Zeit des Nationalsozialismus zur Vorbereitung der Nürnberger Prozesse gegen Kriegsverbrecher zu sammeln.



Abb.: B&B Hotel Berlin Schönefeld

Bei Eintritt der Dunkelheit trafen wir beim B&B Hotel in den *GateLands* ein und kurz nach dem Einchecken baten wir einen Taxifahrer uns zum nächsten Lokal, möglichst einem mit etwas Flair, zu fahren. Nach ungefähr vierzig Euro Fahrstrecke setzte dieser uns vor der *Tier-Bar*, ganz in der Nähe vom Rathaus Neukölln ab. Das war wirklich ein Geheimtipp und eine beliebte Anlaufstelle für das nachtaktive Neuköllner Publikum.

Es handelt sich dabei um ein ehemaliges Ladenlokal, umgebaut in eine etwas morbide Lounge-Bar mit sehr interessanten Leuten - vor und hinter dem Tresen.

Hier gab es exzellente Drinks und Cocktails, sowie formidabile Sitzgelegenheiten mit Aussicht auf die vorbeigleitenden Nachtschwärmer in der Weserstrasse und vice versa - what you see is what you get! Die Bedienung war freundlich und die Musik richtig chillig, also genau das, was ich an diesem Abend brauchte, bevor es am nächsten Tag in die Höhle des Löwen ging, um zu klären: war mein Opa tatsächlich ein Nazi oder nicht?

Um mich von dieser bedeutenden Frage ein wenig abzulenken, war es gut aus einem bequemen Sessel heraus, die Leute in und vor der Bar zu beobachten. Aber das Beste erschloss sich mir erst nach einer Weile. Durch die Schwaden des Zigaretten- und Zigarrenrauchs erspähte ich an der Wand hinter dem Tresen einen uralten Schwarzweissfernseher mit einer 52cm-Bildröhre, auf dem in einer Endlosschleife eine weiße Perserkatze auf dem Schoß eines Mannes, von einer fleischigen, mit Diamanten beringten Hand dauergekrabbelt wurde. Nach und nach dämmerte es mir. In den Filmen „Liebesgrüsse aus Moskau“ und „Feuerball“ war auch, jeweils in Nahaufnahme, die Hand des Erzbösewichts zu sehen, die eine solche Katze streichelte. Es scheint so, dass dieser Dualismus gut versus böse allenthalben in dieser Welt zu finden ist. Real oder auch nur in einem James-Bond-Film. In dieser entrückten Atmosphäre dachte jeder von uns beiden darüber nach, was einem morgen dann so alles bevorstehen würde. Die Heimfahrt nach unseren beiden Cocktails und dem Kauf einer Schachtel kultiger original Tier-Cigarretten, dauerte bis zum Hotel diesmal sogar 45 Euro.

## DAS BERLIN DOCUMENT CENTER

Das BDC befindet sich heute in der Obhut des Bundesarchivs und ist nach wie vor auf dem Gelände der ehemaligen amerikanischen Andrews Barracks in Lichterfelde untergebracht, in unmittelbarer Nähe zur Freien Universität. Nach dem Abzug der amerikanischen Truppen sind nach 1994 dort die Abteilungen R (Deutsches Reich), DDR und der „Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR“, sowie ein Campus für die Erforschung von Spuren der jüngeren deutschen Geschichte eingerichtet worden. Das Center wurde unmittelbar nach dem Kriegsende von der US-Armee als Sammelstelle für Dokumente aus der NS-Zeit, zur Vorbereitung der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse eingerichtet. Es entwickelte sich zum heimlichen Schrecken vieler Politiker, Richter und Wirtschaftsführer in der jungen BRD, die vormals mit den Nazis paktiert haben.



Abb.: Bundesarchiv / Berlin Document Center BDC, Berlin-Lichterfelde

Die Kasernen der ehemaligen preussischen Hauptkadettenanstalt wurden übrigens im April 1933 von der »Leibstandarte SS Adolf Hitler« übernommen. Auf diesem Gelände fanden dann ein Jahr später, im Rahmen des »Röhm-Putsches«, Erschiessungen durch Himmlers SS-Kommandos statt. Für diese Eliteeinheit entstanden dann noch weitere Backsteinbauten, welche die Hauptfront zur Finckensteinallee bildeten und noch heute den Eingangsbereich zum Bundesarchiv dominieren. Genau diesen Eingang galt es für mich erst einmal zu überwinden, denn der wird von einem Pförtnerteam und vielen elektronischen Argusaugen



Abb.: Eingang zum BDC Bundesarchiv / BDC Berlin

Hinter dem Tresen des Lesesaals traf ich auf meinen Telefonpartner und wurde aufs Beste von ihm in die Benutzungsordnung eingewiesen. Er nahm dort auch meinen Antrag auf Einsichtnahme in die NS-Mitgliederkarteien entgegen und gab mir noch einige gute Tipps im Umgang mit den Findbüchern. Leider zog ich dabei einen bösen Blick der Saalchefin auf mich, weil ich mein Anliegen nicht im dort angesagten Flüsterton vortrug. Es folgte aber noch eine weitere Rüge von ihr, als ich damit begann, die Findbücher zu photographieren: „Das ist streng verboten!“ Aber ich hatte ja

akribisch bewacht. In der Regel bekommt man nur nach vorheriger Anmeldung Zutritt zum Lesesaal des BDC und eine solche hatte ich nicht. Also erzählte ich was vom Telefonat mit dem Archivar zwei Tage zuvor und fuchtelte dabei mit meinem Presseausweis herum und siehe da: jetzt bekam ich meinen Besucherausweis angeheftet. Nach dem Öffnen der Schleuse galt es aber zuvor noch eine weitere Hürde zu nehmen, denn mitten in der Zuwegung hatte sich nämlich eine Kolonie seltener und somit geschützter Sandbienen der Gattung *Andrena* in den Fugen der Bepflasterung eingenistet. Diese Brutstätte war mit Flatterbändern und einem grossen Warnhinweis durch die Naturschutzbehörde abgesichert. Also hiess es für heute noch einmal einen Umweg zu nehmen. Nach etwa 300 Metern Fussweg war ich dann endlich an meinem Ziel angekommen.



Abb.: Besucherausweis Bundesarchiv / Document Center Berlin

## DIE IDEOLOGIE

Dass eine von den vielen kleinen, antisemitischen, völkischen Splittergruppen, die sich in der politisch aufgeheizten Atmosphäre der Revolution von 1918/19 und nach dem verlorenen ersten Weltkrieg, am 5. Januar 1919 in München als *Deutsche Arbeiterpartei - DAP* gründete, einmal eine derartige Machtfülle erreichen sollte, hat damals wohl noch niemand geahnt. Erst als ein halbes Jahr später Adolf Hitler dort eintrat, sollte aus dem eher unbedeutenden Diskussionszirkel nach und nach die stärkste Partei der Weimarer Republik erwachsen und damit auch gleichzeitig ihr Totengräber werden. Am Dienstag, den 24.2.1920 verkündete Hitler dann im Hofbräuhaus in München das 25 Punkte-Programm der Partei welches auszugsweise besagte:

»4.: Staatsbürger kann nur sein, wer Volksgenosse ist. Volksgenosse kann nur sein, wer deutschen Blutes ist, ohne Rücksichtnahme auf Konfession. Kein Jude kann daher Volksgenosse sein.

5.: Wer nicht Staatsbürger ist, soll nur als Gast in Deutschland leben können und muss unter Fremden gesetzgebung stehen.

6.: Das Recht, über Führung und Gesetze des Staates zu bestimmen, darf nur dem Staatsbürger zustehen. Daher fordern wir, dass jedes öffentliche Amt, gleichgültig welcher Art, gleich ob im Reich, Land oder Gemeinde nur durch Staatsbürger bekleidet werden darf. ...«

Dumm war nur, dass der Österreicher Adolf Hitler damals selbst noch kein deutscher Staatsbürger war. Seine Einbürgerung gelang ihm erst beim siebenten Anlauf nach massiver Einflussnahme von Parteigenossen am 25. Februar 1932 im Freistaat Braunschweig. Hitler war es auch, der dann im Jahr 1921 die Umbenennung der »DAP« in: »N.S.D.A.P. - Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei« veranlasste.

Da dies inzwischen bestens ausgeforscht und allgemein bekannt ist, will ich hier nicht eine weitere Analyse über Hitlers Aufstieg liefern, sondern in erster Linie versuchen, die Beweggründe *meines Grossvaters* zu erkunden, die ihn dazu brachten, Teil dieses letztendlich mörderischen Systems zu werden.

Nach den übereinstimmenden Schilderungen aus der Familie ist es sicher, dass mein Opa noch vor seinem Eintritt in die SA, bereits aktives Mitglied beim »STAHLHELM – Bund der Frontsoldaten« war. Sowohl sein ältester Sohn, als auch beide Töchter haben sich an die Auftritte des Vaters in der dafür typischen schwarzen Uniform erinnert. Bis 1933 haben dessen Mitglieder in der Mitte ihrer Kokarden<sup>112</sup> einen Stahlhelm als Insignie ihrer Zugehörigkeit getragen.

---

<sup>112</sup> Eine Kokarde ist ein kreisförmiges Abzeichen mit militärischer oder politischer Bedeutung - z.B. als Aufnäher auf Uniformen und Mützen.

»Ab sofort, Freitag dem 1. September 1939, mussten wir dann in jeden Haushalt Lebensmittel-Karten bringen und in der Einwohnerliste den Empfang quittieren. Wir

waren dabei immer mit zwei Mann unterwegs, die Strassen wurden uns zugeteilt und wir haben uns bis tief in die Nacht die Hacken abgerannt. Ab sofort konnte man nur noch die zugeteilten Lebensmittel kaufen – Kleidung, Schuhe und Wäsche gab es nur auf Bezugsscheine. Es war alles bis auf den Punkt durchorganisiert und das Volk wusste von nichts, denn es war ja so schön damals.

Nach dieser Verteilaktion mussten wir Jungs ab 14 Jahren zu einem bei Hohenstein gelegenen Heeresdepot. Dort lagerten, streng bewacht, Kriegswaffen, Gewehre aller Art, Munition, Gasmasken und alles was eine Armee noch so braucht.

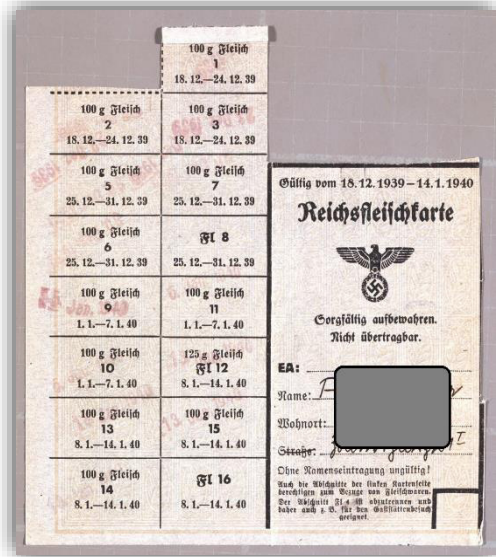


Abb.: Lebensmittelzuteilungskarte

Wir mussten dann unter Aufsicht, alles zusammentragen, was man uns gesagt hat. Dort war auch eine grosse Halle mit Verpflegung und Lebensmitteln. Alles wurde bereitgestellt und von Lastern abtransportiert, damit die kämpfende Truppe versorgt wurde. Was haben wir bloss angezettelt, wie sollte das gelingen? Waren wir alle so verblendet, so blind, dass wir in dieser Zeit zu diesem Führer standen?»

---

Um auch die ideologische Grundlage für die Taten meines Grossvaters während seiner »Schulungen« und »Kriegseinsätze« erkennen zu können, zitiere ich im Folgenden einige Passagen aus dem Nazi-Machwerk mit dem Titel: »Wofür kämpfen wir?«. Dieses Buch wurde später mit dem Führerbefehl vom 8. Januar 1944 zur *Pflichtlektüre* aller deutschen Offiziere: Ich befehle daher, dass das in diesem Buch enthaltene weltanschauliche Gedankengut im planmässigen Unterricht der Soldaten überzeugend und mit allem Nachdruck nahegebracht wird. Diese politische Schulung ist ebenso kriegsentscheidend, wie die Ausbildung an der Waffe. Die Kommandeure veranlassen, dass dieser politische Unterricht innerhalb der Ausbildung und auch im Einsatz den ihm gebührenden Platz einnimmt. - Adolf Hitler -« Somit wusste JEDER Wehrmachtsoffizier darüber Bescheid.

Da sich im Januar 1944 die Lage an der Front bereits sehr zum Nachteil der Wehrmacht entwickelt hat, sollte dieser explizite Führerbefehl noch einmal alle Soldaten auf das grosse

# DAS REICHSKOMMISSARIAT OSTLAND

## SCHLESWIG-HOLSTEINS KOLONIE

Ein weitgehend unbekanntes Kapitel der schleswig-holsteinischen Geschichte stellt die Zeit als *Kolonialmacht* dar, denn in den Jahren von 1941 bis 1944 wurde das deutsch besetzte »Reichskommissariat Ostland« im Wesentlichen von Schleswig-Holsteinern verwaltet. Diese *Verwaltung* umfasste aber weit mehr, als dieses Wort aussagt: im Reichskommissariat Ostland fand ein unvorstellbarer Massenmord statt und wie man es auch zeitlich einordnet oder dreht und wendet: das »Reichskommissariat Ostland« ist auch als Teil der Geschichte Schleswig-Holsteins zu interpretieren.<sup>121</sup>

Damit stand das Land aber letztlich auch in der Verpflichtung, ab 1945 die Flüchtlinge und Heimatvertriebenen aus den ehemaligen Ostgebieten des Deutschen Reiches aufzunehmen, was sich dann als eines der grössten Probleme der Nachkriegszeit darstellte. Gemessen an der Bevölkerungszahl musste die Provinz Schleswig-Holstein und das neue Bundesland Schleswig-Holstein im Zeitraum zwischen 1944 und 1947, nach Mecklenburg-Vorpommern, die zweitmeisten Flüchtlinge aufnehmen.

Der Krieg Deutschlands gegen die Sowjetunion war nicht nur ein weltanschaulich motivierter Vernichtungsfeldzug, es ging dabei auch ganz konkret um die Gewinnung von »neuem Raum im Osten«. Daran war auch mein Grossvater aktiv als »Polizeisoldat« beteiligt. Hinter der kämpfenden Front hat die Zivilverwaltung damit begonnen, die Kolonisierung des besetzten Raums vorzubereiten, denn aus den eroberten und besetzten Gebieten sollte auch die Wehrmacht versorgt werden. Langfristig ging es den Nationalsozialisten dort um die Eingliederung ins Reich und um Ansiedlung »germanischen Blutes«.

Auf einer Besprechung mit der Heeresführung am 17. März 1941 verlangte Hitler: »Im grossrussischen Bereich ist die Anwendung brutalster Gewalt notwendig.« Am 9. Mai 1941 gab er Reichsminister Rosenberg als Ratschlag für die Behandlung der sowjetischen Zivilisten mit auf den Weg, es komme dabei nicht darauf an, dass die Bevölkerung die deutschen Okkupanten liebe, »... sie sollen uns ... fürchten«.

Diese Auffassung mündete in den Befehl des Oberkommandos der Wehrmacht OKW vom 23. Juli 1941, der festlegte, die Sicherung der eroberten Gebiete sei nur möglich, »... wenn die Besatzungsmacht denjenigen Schrecken verbreitet, der allein geeignet ist, der Bevölkerung jede Lust zur Widersetzlichkeit zu nehmen«. Deshalb sollten präventiv wirkende »drakonische Massnahmen« ergriffen werden.<sup>122</sup>

Zuständig für deren Umsetzung waren im rückwärtigen Heeresgebiet und in den Okkupationszonen die Sicherungsdivisionen der Wehrmacht sowie die SS-Polizeiverbände, die in den zivil verwalteten Gebieten eigentlich den dortigen Reichskommissariaten unterstanden.

---

<sup>121</sup> Prof. Dr. Uwe Danker - Institut für Zeit- und Regionalgeschichte – „Gegenwind“ Nr. 128, Mai 1999

<sup>122</sup> Quelle: <https://de-academic.com/dic.nsf/dewiki/1169450>

## DER GEHEIME BERICHT

Der nachfolgende »Geheime Bericht« aus Sluzk gibt erste Einblicke in die Arbeitsweise des Reserve-Polizeibataillon 11, der Einheit meines Grossvaters, welcher selbst aus der Sicht von Gebietskommissar Hinrich Carl<sup>125</sup>, eines überzeugten Nationalsozialisten aus Schleswig-Holstein, zutiefst verstörend auf ihn wirkten.

- - -

*Geheimer Bericht des Heinrich Carl, Gebietskommissar in Sluzk, an Wilhelm Kube, Generalkommissar für Weissruthenien, vom 30. Oktober 1941 über eine Vernichtungsaktion der Sicherheitspolizei und litauischer Kollaborateure gegen die jüdische Bevölkerung der Stadt Sluzk<sup>126</sup>*

Abschrift / T der Abschrift  
Der Gebietskommissar Sluzk,  
am 30. Oktober 1941 Sluzk

Geheim?  
An den  
Herrn Generalkommissar in Minsk.  
Betr. Judenaktion.

Unter Bezugnahme auf die am 27. Oktober 1941 erfolgte fernmündliche Meldung teile ich Ihnen nunmehr schriftlich folgendes mit:

Am 27. Oktober, morgens gegen 8 Uhr, erschien ein Oberleutnant des Polizeibataillons No. 11 aus Kauen (Litauen), der sich als Adjutant des Bataillonskommandeurs der Sicherheitspolizei vorstellte. Der Oberleutnant erklärte, dass das Polizeibataillon den Auftrag erhalten hätte, hier in der Stadt Sluzk in zwei Tagen die Liquidierung sämtlicher Juden vorzunehmen. Der Bataillonskommandeur sei mit seinem Bataillon in Stärke von vier Kompanien, davon zwei Kompanien litauische Partisanen, im Anrollen, und die Aktion müsse sofort beginnen. Hierauf gab ich dem Oberleutnant zur Antwort, dass ich auf alle Fälle die Aktion zunächst mit dem Kommandeur

---

<sup>125</sup> Im Bericht: „Heinrich“ Carl gen., Rendsburger NSDAP-Kreisleiter und Gebietskommissar von Sluzk, Weissrussland

<sup>126</sup> BArch, Bundesarchiv Abt. Potsdam, Film Nr. 15513

Nach Polen kam noch fast der gesamte Rest Nordwest-Europas und am 22. Juni 1941, mit dem »Unternehmen Barbarossa«, auch Sowjet-Russland als Objekt der Begierde dran. Der zuvor mit Stalin abgeschlossene *Nichtangriffspakt* stellte für Hitler kein Hindernis dar.

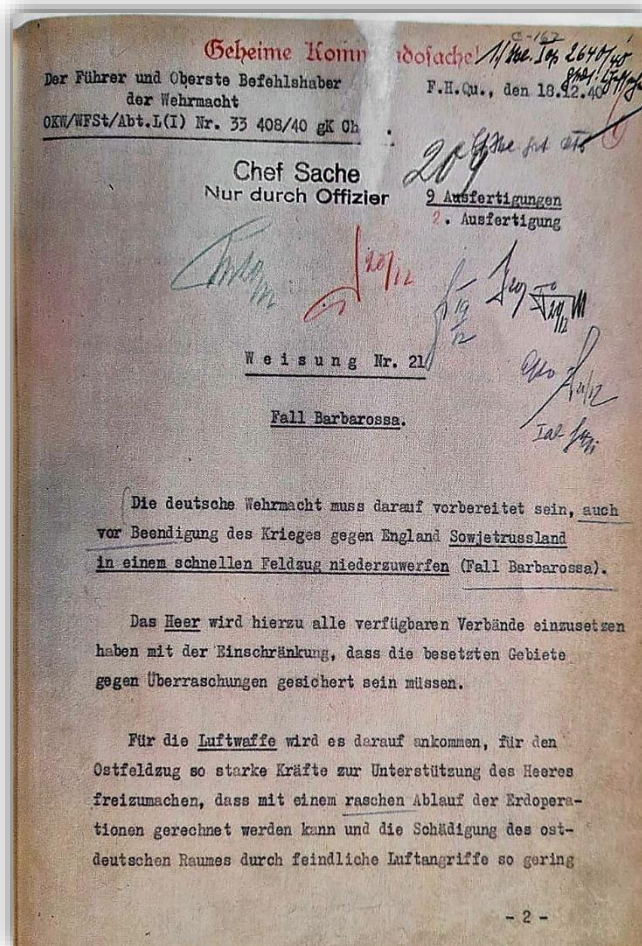


Abb.: Führerbefehl »Fall Barbarossa«

Weiter heisst es in diesem Führerbefehl an die Wehrmacht zu den Kriegsvorbereitungen: »Entscheidender Wert ist jedoch darauf zu legen, dass die Absicht eines Angriffes nicht erkennbar wird.« Und in einer Besprechung mit seiner Nazi-Führungsclique am 16.7.1941: »Wesentlich sei es nun, dass wir unsere Zielsetzung nicht vor der ganzen Welt bekanntgeben; dies sei auch nicht notwendig, sondern die Hauptsache sei, dass wir selbst wüssten, was wir wollten.« [Quelle: BArch Freiburg / Nürnberger Dokumente]

» Osterode - Bad Ems – Alexandrowo - Grodno «

Als ich den letzten Ortsnamen hörte, kam bei mir plötzlich so eine Art Grundrauschen auf.  
Da war doch mal irgendwas!

Mit seinem Dienstantritt wurde mein Opa Mitglied der Ordnungspolizei OrPo. Diese wurde von Kurt Daluege geleitet und dieser war dem Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei Heinrich Himmler direkt unterstellt. Daluege erklärte bereits am 20. Juni 1934, „dass die Polizei in ihrer Gesamtheit vom nationalsozialistischen Gedankengut durchdrungen sein muss, damit sie die ihr vom Staat übertragenen Aufgaben im Sinne unseres Führers erfüllen kann.“ Eigentlich hatte die deutsche Ordnungspolizei im Wesentlichen die Aufgabe, durch unmittelbare Vollzugsmassnahmen für öffentliche Sicherheit und Ordnung zu sorgen. Dabei war dann die Schutzpolizei für die Sicherheit in den Städten und die Gendarmerie für die Sicherheit auf dem Lande zuständig.

Wie man heute jedoch weiss, war die Ordnungspolizei seit dem Überfall auf Polen ebenfalls an schweren Kriegsverbrechen, dem Holocaust sowie dem Völkermord an den europäischen Sinti und Roma, sowie an Krankenmorden massgeblich beteiligt.<sup>127</sup> Die meisten Verbrechen geschahen händisch im „Holocaust by Bullets“ in Polen sowie in den Ländern der Sowjet Union.



Abb.: Marktplatz Osterode mit Rathaus - Herder-Institut Marburg, Bildarchiv No. 143453

<sup>127</sup> Quelle: [de.wikipedia.org/wiki/Ordnungspolizei](https://de.wikipedia.org/wiki/Ordnungspolizei)

## DER POLENFELDZUG

Hitler hatte den deutsch-polnischen Nichtangriffspakt, in weiser Voraussicht und natürlich nur *rein vorsorglich*, bereits Ende April 1939 gekündigt. Am 22. August 1939 wurden dann - in einer geheimen Rede - die Oberbefehlshaber, Stabschefs, Generäle und Admirale von Hitler zu einer Besprechung in den Berghof<sup>147</sup> zitiert. Dort teilte er ihnen seinen Entschluss zum Angriff auf Polen mit, ohne damit bei diesen auf nennenswerten Widerstand zu stossen.

Seit der kurzfristig und ohne Begründung abgesagten Tannenbergfeier, verharrte man in Deutschland und in der Stadt Hohenstein - wie auch die Familie meines Grossvaters - in einer Art ängstlicher Duldungsstarre. In der Nacht zum 1. September 1939 war es dann so weit. Zuvor deponierte und versiegelte Briefe wurden jetzt durch die Bürgermeister geöffnet, die Einberufungsbefehle verteilt. Mit dem deutschen Angriff auf Polen hatte der Zweite Weltkrieg nun begonnen. Im Protokoll einer voran gegangenen Führerbesprechung in der Neuen Reichskanzlei in Berlin mit den obersten Generälen der Wehrmacht vom 23.5.1939 wurde »der Wille« und die Pläne des Führers als Chefsache wie folgt notiert:

»Der Lebensraum, der staatlichen Grösse angemessen, ist die Grundlage für jede Macht. Eine Zeit lang kann man Verzicht leisten, dann aber kommt die Lösung so oder so. Es bleibt die Wahl zwischen Aufstieg oder Abstieg. ... Die zurückliegende Zeit ist wohl ausgenützt worden. ... Weitere Erfolge können ohne Bluteinsatz nicht errungen werden. Die Grenzziehung ist von militärischem Wert. ... Polen wird immer auf der Seite unserer Gegner stehen. Danzig ist *nicht* das Objekt, um das es geht. Es handelt sich für uns um Arrondierung des Lebensraumes im Osten und Sicherstellung der Ernährung, Aufrollen des Ostsee- und Baltikumproblems. Lebensmittelversorgung nur von dort möglich, wo geringe Besiedlung. Neben der Fruchtbarkeit wird die deutsche gründliche Bewirtschaftung die Überschüsse um ein Mehrfaches steigern. In Europa ist keine andere Möglichkeit zu sehen.«

„Seit 5 Uhr 45 wird zurückgeschossen!“ erklärte der Führer. - Am Morgen des 1. September 1939 bekam auch mein Grossvater in aller Frühe seinen Stellungsbefehl. Nachdem es bereits um 5 Uhr an seiner Haustür klingelte, musste er sich umgehend auf einem Sammelplatz, dem Marktplatz von Hohenstein melden. Meine Oma berichtete, dass es dabei allenthalben „ein Weinen und Jammern“ gab und dass ab sofort Lebensmittelkarten eingeführt wurden. Die Rationierung von Lebensmitteln sollte eine durchgehende Versorgung der Bevölkerung sicherstellen und sogenannte Hamsterkäufe verhindern. Aber auch Bekleidung und Schuhe gab es fortan nur noch auf Bezugsschein, doch gerade diese geplanten und dann vollzogenen

---

<sup>147</sup> Der Berghof in Obersalzberg im Berchtesgadener Land war ab 1936 privater Wohnsitz von Adolf Hitler und häufiger Treffpunkt seiner Entourage. Hitler verbrachte dort nahezu ein Drittel seiner Regierungszeit.

# DAS RESERVE-POLIZEIBATAILLON 11

AB 24. FEBRUAR 1943 AUFGEANGEN IM

## SS - POLIZEI-REGIMENT 2

Bereits mit dem Gesetz über den »Neuaufbau des Reichs« vom 30. Januar 1934 wurde in Deutschland der Föderalismus von den Nazis praktisch beseitigt. Sämtliche Behörden der Landespolizeien wurden dem Reichsinnenminister unterstellt. Die ehemaligen Schutzpolizeien mit einer Mannschaftsstärke von insgesamt 56.000 Mann wurden zu einer »Polizeiarmee« mit straffer militärischer Ausbildung umfunktioniert und gingen ab Mitte 1935 mit ihren Verbänden quasi in der Wehrmacht auf.

Nachdem Heinrich Himmler im Juni 1936 zum »Chef der Deutschen Polizei« ernannt wurde, begann er die Polizei immer enger mit seiner »Schutzstaffel SS« zu verzahnen und in deren Ideologie, sowie in die Vorbereitungen der von der Reichsführung geplanten Angriffskriege einzubinden.

Um diesem Auftrag gerecht zu werden, begann man mit der Aufstellung dafür geeigneter Polizeiverbände, die sich zunächst aus etwa 26.000 Männern rekrutierten, wobei ein starker Anreiz für die Bewerber darin bestand, nicht zur Wehrmacht eingezogen zu werden. Ab 1940 bildete man aus diesen Einheiten 31 militärische Polizeibataillone. Ab 1937 wurden auch weitere 91.500 bereits ältere Polizeireservisten in sogenannten »Reserve-Polizeibataillonen« zusammengefasst. Die Mannschaftsstärke wuchs von 62.000 Beamten im Jahr 1938 bis auf 244.500 Mann 1940 an. Allein in der zweiten Jahreshälfte 1939 sind 26.000 freiwillige junge Rekruten in die Reihen der Ordnungspolizei eingetreten.

Gleich zu Beginn des Polenfeldzugs, am 1. September 1939, wurden in Deutschland aus diesen Polizei-Hundertschaften und Ausbildungsabteilungen die ersten 21 Polizei-Bataillone mit einer Stärke von je rund 500 Mann gebildet.

Zu deren eigentlichen Aufgaben gehörte es anfangs, hinter der Front versprengte polnische Soldaten und verdächtige Personen gefangen zu nehmen, zurückgelassenes polnisches Kriegsgüter einzusammeln und auch in anderer Hinsicht für Sicherheit in den rückwärtigen Gebieten zu sorgen. Mitte 1940 war die Zahl der Polizei-Bataillone auf 101 angewachsen, nachdem auch die 26.000 jungen Rekruten, sowie viele der älteren Reservisten, die sich freiwillig gemeldet haben, wie auch mein Opa, zu Bataillonseinheiten zusammengefasst wurden.

Die neuen Bataillone entstanden auf zwei Arten: zum einen wurden zur Bereitstellung des erforderlichen Unteroffizierskader Berufspolizisten und bewährte Freiwillige aus den ersten, 1939 nach Polen verlegten Bataillonen befördert und auf die neu gebildeten Einheiten verteilt, deren Mannschaften man mit den eingezogenen älteren Reservisten auffüllte. Diese

Verbände bezeichnete man als »Reserve-Polizei-Bataillon«. Zum anderen wurden aus den Reihen der 26.000 jungen Freiwilligen, die im Herbst 1939 in die Ordnungspolizei eingetreten waren, besondere Polizei-Bataillone mit den Nummern 251-256 und 301-325 gebildet. Aus ihnen sollten die neuen Eliteverbände der Ordnungspolizei hervorgehen, die gemeinsam mit der Waffen-SS das Personal für die sogenannten »Einsatzgruppen« bildeten.

Im Wettstreit mit den SS-Männern gerieten sich die Polizisten dabei häufig, als die »Männer fürs Grobe«. Als besonders abscheulich hervorgetan, hat sich dabei offensichtlich das »Reserve-Polizeibataillon 11«, die spätere Einheit meines Grossvaters, über die es in dem bereits zitierten »Geheimen Bericht des Heinrich Carl«<sup>148</sup>, dem sicherlich nicht zimperlichen Gebietskommissar in Sluzk, Weissrussland am Ende heisst:

»Nur einen Wunsch bitte ich mir noch zu erfüllen:

*Verschonen Sie mich in Zukunft unbedingt vor diesem Polizeibataillon!«*

Das Polizei-Bataillon 11 wurde am 30. September 1939 in Pultusk mit Stab, Nachrichtenzug und vier Kompanien aufgestellt. Heimatstandort war Königsberg im Wehrkreis I. Anfangs firmierte die Gendarmerieeinheit aber noch unter der Bezeichnung: »Polizeibataillon Königsberg«. In dieser Stadt befand sich auch die Standortkaserne mit der Verwaltung und dem dort gelagerten Ausrüstungsmaterial für die Truppe.

Im Krieg wurden dieser Einheit die Feldpostnummern (FPNo.) »47 450« und »22 505« zugewiesen. Sie setzte sich überwiegend aus Polizeireservisten und Männern aus Ostpreussen zusammen, die - wie auch Opa Gustav - ihr vierzigstes Lebensjahr überschritten haben, wobei lediglich der Offizierskader aus aktiven Polizei- und Kriminalbeamten bestand. Ab Dezember 1939 war der Major der Schutzpolizei Franz Lechthaler Kommandeur dieses Bataillons. Nach dem Beginn des Russlandfeldzuges folgte Anfang Juli 1941 die Unterstellung unter den Höheren SS- und Polizeiführer »Russland-Nord« und der Einsatz zur Bewachung des Ghettos von Kauen (Kaunas). Die 1. Kompanie wurde in Mariampol in Litauen untergebracht. Am 18. August 1941 erschoss die 3. Kompanie 534 jüdische Männer, nachdem man im Ghetto *intelligente und gut gekleidete Juden* zusammengeführt hatte.

Ab dem 18. August beteiligte sich die 3. Kompanie an der Durchsuchung des Ghettos zur Wegnahme aller Wertgegenstände der Ghattobewohner. Am 26. September 1941 kam es zur nächsten Massenerschiessung jüdischer Ghattobewohner. Zwischen 1.608 und 1.845 jüdische Männer, Frauen und Kinder wurden zum Fort IX in Kaunas getrieben und dort vor vorbereiteten Massengräbern erschossen.

Am 4. Oktober 1941 wurden weitere rund 1.600 jüdische Männer, Frauen und Kinder des Ghettos umgebracht. Am gleichen Tag wurde ein Teil des jüdischen Krankenhauses vernagelt und anschliessend angezündet. Patienten, die sich aus dem brennenden Gebäude retten wollten, wurden von Angehörigen der 3. Kompanie erschossen. Mitte Oktober 1941

---

<sup>148</sup> BArch (Bundesarchiv) Abt. Potsdam, Film Nr. 15513

## DER POLENFELDZUG

Hitler hatte den deutsch-polnischen Nichtangriffspakt, in weiser Voraussicht und natürlich nur *rein vorsorglich*, bereits Ende April 1939 gekündigt. Am 22. August 1939 wurden dann - in einer geheimen Rede - die Oberbefehlshaber, Stabschefs, Generäle und Admirale von Hitler zu einer Besprechung in den Berghof<sup>147</sup> zitiert. Dort teilte er ihnen seinen Entschluss zum Angriff auf Polen mit, ohne damit bei diesen auf nennenswerten Widerstand zu stossen.

Seit der kurzfristig und ohne Begründung abgesagten Tannenbergfeier, verharrte man in Deutschland und in der Stadt Hohenstein - wie auch die Familie meines Grossvaters - in einer Art ängstlicher Duldungsstarre. In der Nacht zum 1. September 1939 war es dann so weit. Zuvor deponierte und versiegelte Briefe wurden jetzt durch die Bürgermeister geöffnet, die Einberufungsbefehle verteilt. Mit dem deutschen Angriff auf Polen hatte der Zweite Weltkrieg nun begonnen. Im Protokoll einer voran gegangenen Führerbesprechung in der Neuen Reichskanzlei in Berlin mit den obersten Generälen der Wehrmacht vom 23.5.1939 wurde »der Wille« und die Pläne des Führers als Chefsache wie folgt notiert:

»Der Lebensraum, der staatlichen Grösse angemessen, ist die Grundlage für jede Macht. Eine Zeit lang kann man Verzicht leisten, dann aber kommt die Lösung so oder so. Es bleibt die Wahl zwischen Aufstieg oder Abstieg. ... Die zurückliegende Zeit ist wohl ausgenützt worden. ... Weitere Erfolge können ohne Bluteinsatz nicht errungen werden. Die Grenzziehung ist von militärischem Wert. ... Polen wird immer auf der Seite unserer Gegner stehen. Danzig ist *nicht* das Objekt, um das es geht. Es handelt sich für uns um Arrondierung des Lebensraumes im Osten und Sicherstellung der Ernährung, Aufrollen des Ostsee- und Baltikumproblems. Lebensmittelversorgung nur von dort möglich, wo geringe Besiedlung. Neben der Fruchtbarkeit wird die deutsche gründliche Bewirtschaftung die Überschüsse um ein Mehrfaches steigern. In Europa ist keine andere Möglichkeit zu sehen.«

„Seit 5 Uhr 45 wird zurückgeschossen!“ erklärte der Führer. - Am Morgen des 1. September 1939 bekam auch mein Grossvater in aller Frühe seinen Stellungsbefehl. Nachdem es bereits um 5 Uhr an seiner Haustür klingelte, musste er sich umgehend auf einem Sammelplatz, dem Marktplatz von Hohenstein melden. Meine Oma berichtete, dass es dabei allenthalben „ein Weinen und Jammern“ gab und dass ab sofort Lebensmittelkarten eingeführt wurden. Die Rationierung von Lebensmitteln sollte eine durchgehende Versorgung der Bevölkerung sicherstellen und sogenannte Hamsterkäufe verhindern. Aber auch Bekleidung und Schuhe gab es fortan nur noch auf Bezugsschein, doch gerade diese geplanten und dann vollzogenen

---

<sup>147</sup> Der Berghof in Obersalzberg im Berchtesgadener Land war ab 1936 privater Wohnsitz von Adolf Hitler und häufiger Treffpunkt seiner Entourage. Hitler verbrachte dort nahezu ein Drittel seiner Regierungszeit.

In dem Schreiben des Oberkommandos an die SS-Führer heisst es zu dieser Bewaffnung dann weiter:

„In der Abwehr können Kampfpistolen in gleicher Weise zur Bekämpfung eingebrochener Feindteile und zur Unterstützung bei Gegenstössen eingesetzt werden. Die leichte und bewegliche Handhabung der Waffe gestattet ausserdem ihren erfolgreichen Einsatz bei der Abwehr von Überfällen, bei Bekämpfung plötzlich auftretender Gegner, bei der Ausräucherung von feindbesetzten Häusern, Bunkern usw. Bei der Panzerbekämpfung können Nebelgranaten zum Blenden und zur eigenen Tarnung eingesetzt werden.«

[Schreiben O-Kdo In WG (I-b) 43.050 No. 7/44]



Abb.: Kampfpistole mit Wurfkörper 361 LP im Einsatz

Diese neue Art der Bewaffnung hatte aber überhaupt nichts mehr mit den üblichen Aufgaben eines Gendarmerie-Polizisten in der Heimat zu tun. Die Bewachung und Räumung der Ghettos in Grodno, sowie die Verfrachtung von deren jüdischen Einwohnern in die Vernichtungslager konnte mein Opa durchaus noch mit seiner Walther-Polizeipistole, einer MP und mit seinem Karabiner erledigen.



Abb.: Waffentechnischer Leitfaden für die OrPo

Dass Himmler allerdings auch an ganz andere Einsätze für seine Polizei dachte, konnte man bereits seit Ende 1940 dem „Waffentechnischen Leitfaden für die Ordnungspolizei“ entnehmen. In der Einleitung findet sich hier das Führerwort:

»Wer leben will, der kämpfe also,  
und wer nicht streiten will in dieser  
Welt des ewigen Ringens, verdient  
das Leben nicht?

Adolf Hitler«

## DIE ENTERDUNG - SONDERAKTION 1005

Bereits im Juli 1942 hatte das Reichssicherheitshauptamt in Berlin das Exhumieren und Beseitigen der vergrabenen Leichen von Hunderttausenden im gesamten deutsch-besetzten Europa ermordeter, zumeist jüdischer Männer, Frauen und Kinder angeordnet. Sämtliche Vorgänge zu dieser sogenannten »Aktion 1005« wurden als »geheime Reichssache«, der höchsten Geheimhaltungsstufe, klassifiziert. Mit diesen, von SS-Standartenführer Paul Blobel geleiteten Operationen sollten sämtliche Beweise für die Verbrechen der SS und der Einsatzgruppen beseitigt werden. Wegen der sich im Osten verschlechternden militärischen Lage, wurden deshalb auf Befehl des SS-Reichsführers Heinrich Himmler alle Massengräber entlang der Ostfront geöffnet, die Leichen herausgeholt und verbrannt, um so die Spuren der NS-Vernichtungspolitik komplett zu verwischen. Gründe für diese Vertuschungsaktion waren neben der Sorge um eigene Konsequenzen für den Fall einer militärischen Niederlage auch die Befürchtung, dass künftige deutsche Generationen die dort verübten Massenmorde *missbilligen* könnten.

Je näher sich die sowjetischen Truppen den von Deutschland besetzten Gebieten in Weissrussland, der Ukraine und Polen näherten, umso dringlicher und schneller musste diese Aufgabe erledigt werden. Deshalb liessen die Nationalsozialisten zwischen 1942 und 1944 entlang der Ostfront unzählige Massengräber öffnen und die darin verscharrten Leichen einiger hunderttausend Juden, Partisanen, Zivilisten und Kriegsgefangener ausgraben. Zu dieser Arbeit wurden zumeist jüdische Männer aus den Ghettos, aber auch Kriegsgefangene und Häftlinge aus anderen Lagern von der SS gezwungen. Diese mussten dann die Massengräber wieder öffnen und die halbverwesten Leichen herausholen, nach Wertgegenständen, Geld und verstecktem Schmuck durchsuchen, deren Goldzähne herausbrechen und die Körper anschliessend verbrennen.

Die für die Erschiessungen vormals angelegten Massengräber wiederzufinden war für die Enterdungskommandos nicht sonderlich schwer, denn die darin verwesenden Leichen verbreiteten einen grauenhaften Geruch der bis in die anliegenden Dörfer zog. Sie lockten oft riesige Schwärme von Fliegen an und drohten sogar, das Grundwasser zu verseuchen. Auch deshalb musste gehandelt werden. Um dabei Augenzeugen zu vermeiden, wurden die Arbeitsgebiete mit Postenketten weiträumig abgesperrt. Aus Bahnschwellen und anderen Hölzern wurden meterhohe Scheiterhaufen neben den Gräbern aufgetürmt und in Brand gesetzt. Dann mussten die zwangsrekrutierten Helfer die Leichen mit Eisenhaken aus den Gräbern ziehen und auf die Scheiterhaufen werfen. Dabei erkannten sie in den Toten oft ihre ehemaligen Nachbarn, Freunde oder gar die eigenen Familienangehörigen wieder. Viele Helfer brachen bei dieser schweren Aufgabe körperlich und seelisch zusammen. Wenn diese dann trotz Drohungen und Schlägen nicht mehr weiterarbeiten konnten, wurden sie noch vor Ort erschossen und ebenfalls verbrannt. Es kam öfter sogar vor, dass diese völlig entkräftigten Menschen dann lebendig mit auf den Scheiterhaufen geworfen wurden.

# DIE ENDZEIT

Während rund um das Reichsgebiet in den von den Deutschen besetzten Gebieten der Krieg tobte und die Wehrmacht sich seit dem Ende der Tragödie von Stalingrad im Februar 1943, spätestens aber seit der Invasion der Alliierten in der Normandie am 6. Juni 1944, eigentlich überall auf dem Rückzug befand, ging das Leben und Arbeiten in Ostpreussen fast seinen gewohnten Gang. Kaum jemand rechnete damals damit, dass der Krieg auch den Osten Deutschlands erreichen würde und noch im Sommer 1944 fuhr man auch auf dem Hof in Paulsgut die Ernte ein. - Wie immer! Die wehrfähigen Männer sind zwar zumeist eingezogen worden, doch Dank der Fremdarbeiter, die jetzt Zwangsarbeiter hiessen, konnten die verbliebenen Männer und Frauen alle in der Landwirtschaft und in den Fabriken anfallenden Arbeiten erledigen. Aber es war auch hier nur die Ruhe vor dem *grossen Sturm*.

Wegen der sicheren Entfernung zu den englischen Flughäfen ist Ostpreussen bis dato auch von den verheerenden Luftangriffen der alliierten Bomberflotten verschont geblieben, denn so weit reichte deren Flugbenzin nicht. Bei einigen wenigen Luftangriffen sowjetischer Fernbomber in den Jahren 1941 bis 1943 gab es vergleichsweise nur geringe Schäden an Gebäuden und diese forderten auch nur wenige Menschenopfer. Seitdem wähnte man sich hier in Ostpreussen auf der sicheren Seite. Stalingrad war weit weg und dass die Alliierten mit ihrer "Operation Gomorrha" bereits am 24. und 27. Juli 1943 Hamburg und zuvor mit Flächenbombardements Städte wie Berlin, Frankfurt, Bremen und das halbe Ruhrgebiet in Schutt und Asche gelegt haben, beeinflusste den gewöhnlichen Alltag in Ostpreussen kaum.

Auch im Wohnhaus des Gendarmeriepostens in Leip hat man sich so gut es eben ging mit den Kriegsauswirkungen auf das tägliche Leben arrangiert und sich dementsprechend eingerichtet. Bis zu seiner Einberufung an die Front im August 1943, verrichtete ja auch mein Grossvater, abgesehen von den gelegentlichen „Ausbildungen“ seinen Polizeidienst in der heimischen Dienststelle oder aber er bekam Heimaturlaub aus Grodno. Den Schulabschluss seiner Tochter, meiner Mutter, erlebte er im Juli 1943 zuhause und so konnte er seine Mutter und auch noch die restlichen Möbel aus der Wohnung in Hohenstein abholen und diese Wohnung auflösen. Friederike, die Mutter meines Opas, brauchte nun nicht mehr auf seine Tochter aufpassen und konnte wieder in ihre eigene Wohnung nach Dietrichsdorf zurückkehren.

Sein ältester Sohn wurde bereits zum 1. August 1941, als er gerade mal 17einhalb Jahre alt war, zur Ausbildung bei der Luftwaffe einberufen und da er sich freiwillig dazu gemeldet hat, ging er ausgestattet mit einem Margarine -



Abb.: RAMA-Karton als „PERSIL-Koffer“

den nächstgelegenen Luftschutzraum zu bringen. Dazu mussten sie die geographische Lage eines jeden Bunkers der jeweiligen Fahrtstrecke genau kennen. Personen, die während eines Angriffs verletzt wurden, mussten von den Schaffnerinnen erstversorgt, allein fahrende Kinder, ältere Leute und Kriegsverwundete mussten dann besonders betreut werden.

In Königsberg wurde bereits 1929 eine zivile Luftschutzdienststelle eingerichtet<sup>165</sup> und es war die erste deutsche Stadt, in der überhaupt Luftschutzübungen unter Beteiligung der Bevölkerung durchgeführt wurden. Dieses Problembewusstsein und ihre daraus folgende gute Ausbildung, hat meiner Mutter in Königsberg und später noch einmal in Berlin und wohl auch anderen das Leben gerettet.

Im Rundfunk wurde durchgegeben, dass es sich nicht um einen russischen Fliegerangriff handle, sondern dass diesmal eine britische Bomberflotte im Anflug auf Königsberg sei. Aber wie war das nur möglich? Die britischen Luftkriegsstrategen hatten im Rahmen ihrer *Demoralisierungs-Bombardements* Königsberg unter dem Codenamen „Blenny“ schon länger ins Visier genommen und in der Nacht vom 26. zum 27. August 1944 starteten, 950 Meilen entfernt, 174 viermotorige Lancaster-Bomber und flogen über das noch deutsch besetzte Dänemark sowie völkerrechtswidrig die Abkürzung über das neutrale Schweden.



Abb.: Lancaster Bomber beim Abwurf einer 4.000-lb HC Bombe ('cookie') und 30-lb Brandbomben

Bei der Bombardierung von Königsberg verwendete die RAF nacheinander *Tannenbäume* (Leuchtkörper zur Zielmarkierung), Luftminen, Spreng-, Phosphor- und Stabbrandbomben. Zuerst wurden dabei durch den ungeheuren Luftdruck der Luftminen (*Wohnblockknacker*),

---

<sup>165</sup> Rumpf, „Brandbomben – Ein Beitrag zum Luftschutzproblem“, Seite 187, Berlin 1932

die Dächer abgedeckt, sowie Fenster und Türen umliegender Häuser zerstört. Danach hatten die englischen Phosphor- und Stabbrandbomben freie Bahn und konnten die nun freiliegenden hölzernen Dachstühle und die meist aus Holz bestehenden Treppenhäuser entzünden, wobei die zerstörten Fenster für guten Durchzug sorgten. Da Sprengbomben mit Verzögerungszündern auch die unterirdisch verlaufenden Wasser- und Gasleitungen, sowie das Telefonnetz und die Fahrwege erreichten und zerstörten, konnte Hilfe nur sehr schwer koordiniert werden und vordringen. Die auf diese Weise trocken gelegten Hydranten machten Löscheversuche der Feuerwehr nahezu unmöglich, wenn sie denn überhaupt erst durch Trümmer und über die Kraterlandschaften anrücken konnte.

Die meisten Bomben fielen bei diesem ersten Luftangriff im Nordosten der Stadt und trafen einige Industriebetriebe, aber auch viele Wohnbezirke. Deshalb waren etwa 1.000 Tote zu beklagen und etwa 10.000 Königsberger wurden dabei obdachlos. Die Königsberger waren entsetzt, dass sie der Krieg erstmals auch zuhause heimgesucht hat.

Oberschullehrerin Käthe Pawel vom Körte-Lyzeum, in dem auch meine Mutter und die anderen Maiden vom RAD untergebracht waren, berichtete über diesen Angriff<sup>166</sup>:

»Der 26. August 1944 war ein friedlicher Sonnabend, als gegen Mitternacht jäh die Sirenen aufheulten. Diesmal sollten es nicht die Russen sein, sondern „britische Bomber im Anflug“ meldete das Radio. Und schon war über uns heftiges Schiessen der FlaK zu hören und dazwischen, mal lauter, mal leiser, aber immer wieder Bombeneinschläge! Die Männer des Löschtrupps in unserem Luftschutzkeller, die von Zeit zu Zeit an die Haustür gingen, brachten auch bald die Kunde: „Feuer! Es brennt nach der Hofseite heraus, es brennt in Richtung Steindamm, nach der Stadt zu ist der ganze Himmel rot!“ Schliesslich ein Einschlag ganz in der Nähe: es brannte auch an der Bäckerei Schaumann. Nach einer Stunde kommt die Entwarnung und wir konnten alle, die wir uns im Schutzraum zusammengefunden hatten, die Kellertreppe hinaufziehen und mit eigenen Augen die „Bescherung“ draussen ansehen. Nach allen Himmelsrichtungen breitete sich Feuerschein aus. Gottseidank aber stellten sich am nächsten Vormittag, den 27. August, bei einem Rundgang die Schäden im Steindammviertel – ausser Glasschäden – nicht als so schwer heraus. Dafür hatten es der Tragheim, der Rosengarten und das Viertel an der Cranzer Allee, wie wir hörten, schlimmer abbekommen. Am Montag, den 28. August wurde in meiner Schule von nichts anderem gesprochen, als von der Bombennacht. Die Schülerinnen mussten hunderte von Sandtüten füllen und auf die einzelnen Stockwerke verteilen. Aber was kann schon eine arme Lehrerin die gerade Nachtwache hat, mit ein paar verängstigten Mädels zum Schutze eines so weiträumigen Schulkomplexes anfangen? ... «

---

<sup>166</sup> Gerfried Horst, „Die Zerstörung Königsbergs“, Seite 197, OEZ Berlin -Verlag 2014

eingelagert. Nach der Eroberung Thüringens durch die US-Armee brachte man die Särge nach Marburg, wo Hindenburg mit seiner Frau in der Nordturmkapelle der Elisabethkirche endgültig beigesetzt wurde.

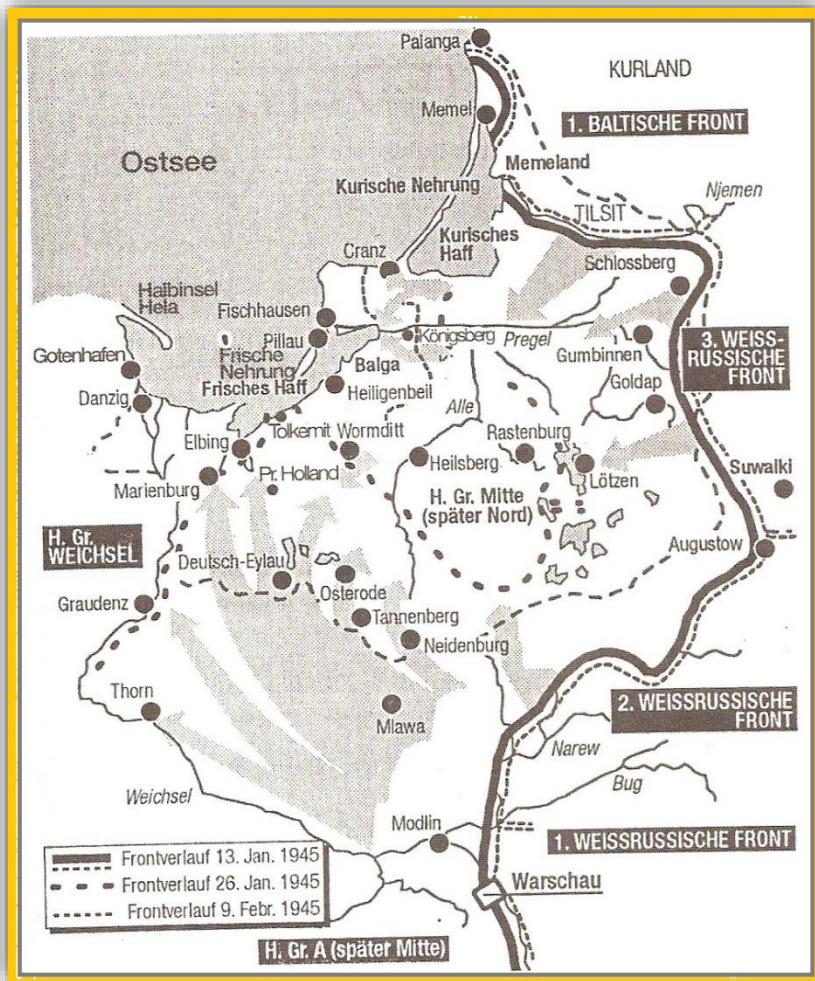


Abb.: Frontverläufe in Ostpreussen am 13. Januar, 26. Januar und 9. Februar 1945

Die befestigten Verteidigungsstellungen der Wehrmacht bei Hohenstein waren zu diesem Zeitpunkt nur noch spärlich mit Soldaten, Volkssturm Männern und Hitler-Jungen besetzt, ausserdem mangelte es an Munition für die schweren Geschütze. Die angreifenden Russen haben diese Stellungen jedoch vorsichtshalber erst einmal umgangen, indem sie mit ihren Panzerverbänden in hohem Tempo westlich davon auf Osterode und weiter Richtung Norden vorrückten. Dies liess der 299. Infanteriedivision unter dem Kommando von Oberst Göbel noch etwas Zeit, um die Sprengung des Tannenberg-Nationaldenkmals vorzubereiten.

folgenden Belastungen, aus dem Blickwinkel der Betroffenen errahnen. Beide Seiten -sowohl die Täter als auch die Opfer - und deren beider Kinder und Kindeskindern müssen mit dieser unfassbar schrecklichen Gewissheit leben.

Am 25. Januar 1945 veranlasste der Lagerkommandant Paul Werner Hoppe die Evakuierung des Lagers. Im ersten Schritt mussten 11.600 Häftlinge das Stammlager Stutthof verlassen und sich auf einen Todesmarsch in Richtung Westen begeben. In Stutthof waren danach immer noch 33.948 Menschen inhaftiert, davon 2.085 in den Aussenlagern und auch diese wollte die SS rechtzeitig vor der Einnahme der Lager durch die Rote Armee *entsorgen*. Am 26. Januar trieben deshalb SS-Leute und unbenannte Helfer, unter dem Kommando von Fritz Weber, etwa 7.500 jüdische Frauen aus Polen und Ungarn auf einen Todesmarsch von Stutthof über Königsberg bis nach Palmnicken an der Ostseeküste im Landkreis Samland.

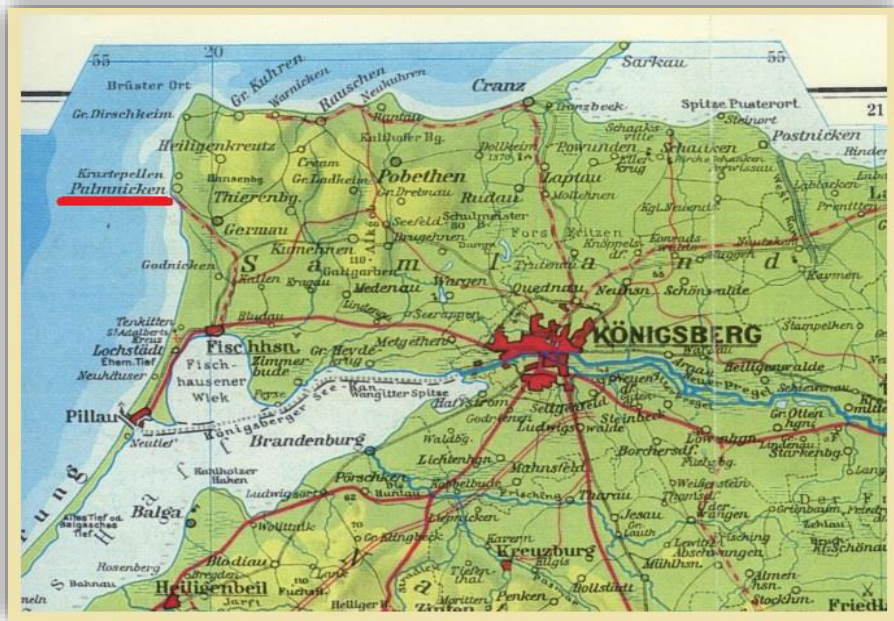


Abb.: der Ort Palmnicken auf der Halbinsel Samland nordwestlich von Königsberg

Bei heftigem Schneefall, Sturm und klirrendem Frost mit Temperaturen bis zu 20 Grad minus, trieben die SS-Einheiten die jüdischen Häftlinge der Aussenlager des KZ Stutthof zuerst nach Königsberg. Maria Salz, eine Überlebende, berichtete im Magazin SPIEGEL vom 31.01.2020 darüber: „Wir hatten eine dreckige Decke, Holzschuhe und einen Lumpen, den man Kleid nannte. Wer nicht mehr weiterlaufen konnte und hinfiel, wurde auf der Stelle erschossen. Meine Schwester Gita konnte nicht mehr. Sie flehte uns an, sie zurückzulassen. Sie hatte Durchfall und war furchtbar schwach. (...) Sie fiel hin und wurde ermordet.“ Ein Wachmann schlug Maria mit dem Gewehr, da verlor sie ihre Schwester aus den Augen.

Vergeblich versuchte man hier noch einmal eine Verteidigung aufzubauen, was wegen massiver Angriffe russischer Panzer, der Infanterie und der zunehmenden Erschöpfung der Reste der eigenen Divisionen misslang. Als die letzten Kräfte erlahmten und die Aussichtslosigkeit der Lage klar wurde, beantragte der kommandierende General von Kessel beim Oberkommando der Wehrmacht OKW in Wünsdorf bei Zossen/Berlin die rechtzeitige Räumung der Oxhöfter Kämpfe, was von dort aber strikt abgelehnt wurde. Als jedoch die Rote Armee nach einer kurzen Kampfpause am Ostersonntag, dem 1. April 1945 mit einer Panzerbrigade und 80 schweren Panzern vom Typ Josef Stalin (JS-2) angriffen, entschloss sich der General auf eigene Verantwortung, seine Truppen in der Nacht vom 4. zum 5. April 1945 nach Hela übersetzen zu lassen.



Abb.: schwerer Panzer vom Typ Josef Stalin (JS-2) im Anmarsch mit Panzergrenadieren

Der Panzer JS-2 war das einzige Kampffahrzeug der Anti-Hitler-Koalition, der dem Feuer der deutschen 88-mm-FlaK 18/36/37/41, einer der besten Luft- und Panzerabwehrwaffen des Zweiten Weltkriegs, standhalten konnte. Seine 122mm-Kanone konnte den Feind bereits aus einer Entfernung von bis zu eineinhalb bis zwei Kilometer in Asche verwandeln. Die Panzerung des deutschen „Tiger-Panzer“ wurde schon aus einer Entfernung von einem Kilometer heraus effektiv durchbohrt. Dem konnten die deutschen Verteidiger in Danzig nichts mehr entgegensetzen. Deshalb billigte die Armeeführung unausgesprochen General von Kessels Entschluss und unterstützte sie gemeinsam mit der Marine um sie möglichst verlustfrei ausführen zu können, zumal das Kommando der Wehrmacht seinen Panzerbesatzungen bereits Ende 1943 befohlen hat, Zweikämpfe mit dem Panzer JS-2 zu vermeiden. Für den kommandierenden General von Kessel zog diese Entscheidung übrigens keinerlei negativen Konsequenzen nach sich.

Da die *Antonio Delfino* das einzige Lazarettsschiff war, welches zeitnah nach der Verwundung meines Grossvaters Danzig über die Rede Hela mit dem Ziel Kopenhagen verlassen hat, können wir mit einiger Sicherheit davon ausgehen, dass er mit an Bord war.

Diejenigen deutschen Verbände, die danach noch nordwestlich von Danzig auf der Oxhöfter Kämpfe und auf der Halbinsel Hela, sowie wenige die bei Stutthof eingekesselt waren, leisteten nur noch bis zum 9. April 1945 anhaltenden Widerstand. Die hatten aber weitaus weniger „Glück“, als mein Grossvater. Sofern sie die Kämpfe überhaupt überlebten, übte die Rote Armee, auch wegen der bei der Eroberung vorgefundenen Zustände im KZ-Stutthof, blutige Rache an allen SS-Männern – mit und ohne Blutgruppentätowierung. Nur wenige deutsche Soldaten blieben übrig, die danach - meist für immer - in sibirische Kriegsgefangenenlager verbracht wurden. Es ist nicht bekannt, dass einer von Opas SS-Divisionskameraden dabei überlebt hat und den Westen erreichen konnte.

Anders erging es Albert Maria Forster der bereits seit 1930 *Gauleiter* der *NSDAP* in Danzig war und seit 1939 der dortige *Reichsstatthalter*. Am 25. September 1944 wurde Albert Forster auch noch zum Organisator und Führer des *Deutschen Volkssturms* in seinem Gau ernannt. Im Volk nannte man ihn spöttisch "König Albert von Polen".

Als dieser am 23. März 1945 Hitler im Bunker der Reichskanzlei in Berlin aufsuchte, weil sich Danzig seiner Meinung nach nicht mehr erfolgreich gegen die Übermacht der Roten Armee verteidigen liess, erhielt Forster aber von Hitler eine Abfuhr und wurde von ihm umgedreht: „Er [Parteigenosse Forster] hat mir erklärt, dass er Danzig retten wird, und da gibt's nichts mehr zu zweifeln.“

Gauleiter Forster kehrte danach zwar in den Kessel nach Danzig zurück, liess sich aber in der Nacht vom 4. zum 5. April 1945 - im Tross des Divisionsstabs - nach Hela übersetzen. Am 4. Mai 1945 brachte er sich mit dem Dampfer Zoppot nach Grömitz an der Lübecker Bucht in Sicherheit. Am 27. Mai 1945 wurde Albert Forster von den Briten in Hamburg verhaftet, an Polen ausgeliefert und am 14. September 1946 in das Gefängnis von Danzig überführt, vom Obersten Polnischen Nationalen Gerichtshof zum Tod durch den Strang verurteilt und am 28. Februar 1952 hingerichtet. Im Jahr 1939 sagte Forster noch in einer seiner Reden: „Den Polen muss beigebracht werden, wer die Herren sind.“

- - -

Nachdem für die Rote Armee der Auftrag zur Eroberung von Danzig und Gotenhafen erledigt war, startete sie am 6. April 1945, pünktlich mittags um 12:00 Uhr, bei schönstem Frühlingswetter und einem wolkenlosen Himmel, mit dem Generalangriff auf Ostpreussens, bereits seit Ende Januar eingekesselte, Hauptstadt Königsberg.

Meine Mutter hatte dort ihre sechs Monate Kriegshilfsdienst als Schaffnerin bereits am 20. November 1944 erfüllt, ist danach zu ihrer Familie in Leip zurückgekehrt und hat, gemeinsam mit ihrer Mutter und den beiden kleinen Geschwistern, am 21. Januar 1945 kurz nach Mitternacht im ersten Evakuierungszug den Bahnhof Osterode in Richtung Berlin verlassen.

Das Stadtgebiet von Königsberg wurde war bereits im August 1944 bei den ersten britischen Flächenbombardements stark in Mitleidenschaft gezogen, aber was den 130.000 Einwohnern und 47.800 Verteidigern, der im Januar 1945 von Hitler zur Festung erklärten Stadt noch bevorstand, sollte sich für diese zu einem wahren Albtraum entwickeln.

Nach der Einschliessung Königsbergs durch die Rote Armee wurde General Otto Lasch am 27. Januar 1945 zum Kommandanten der zur Festung erklärten Stadt ernannt. Mit drei angeschlagenen Divisionen sollte er Königsberg gegen 36 Divisionen der Roten Armee verteidigen. Schon am 31. Januar 1945 kesselten die Russen Königsberg endgültig ein.

Lasch beantragte zwar bei General Friedrich-Wilhelm Müller die Genehmigung zum Ausbruch der Stadtbesatzung nach Westen, wobei auch die Zivilbevölkerung mitgenommen werden sollte, aber das Armeeoberkommando in Pillau lehnte dieses kategorisch ab - und so musste er mit viel zu wenig Munition und den seit der Einkesselung noch verbliebenen 224 Artilleriegeschützen, 160 Panzerabwehrkanonen und 16 Sturmgeschützen versuchen, die Verteidigung von Königsberg zu organisieren. Jedoch selbst Ordensverleihungen konnten die kämpfenden Soldaten nicht über das ihnen drohende Schicksal hinwegtäuschen.



Abb.: Ansichtskarte mit der Gauleiter-Erich-Koch-Parole „Wir halten Königsberg“

Trotz der aussichtslosen Lage, kam auch für Ostpreussens *NSDAP*-Gauleiter Erich Koch eine Kapitulation nicht in Frage. Er selbst hatte vorsichtshalber seinen ganzen Stab in die vorläufig noch sichere Hafenstadt Pillau verlegt. Dort stand seitdem, eigens für ihn, der damals hochmoderne Eisbrecher „Ostpreussen“ zur Flucht über die Ostsee auf Reede.

in Elberfeld tätig. Im *Mitteilungsblatt der Landsmannschaft Ostpreussen* Folge 16 vom 15. September 1949 erfahren wir mehr über diesen fanatischen Nationalsozialisten der ersten Stunde, über seine Flucht aus Ostpreussen und über die gar wundersame Nachkriegsverwandlung des *Gauleiters Erich Koch* in einen *Hauptmann von Köpenick*, alias *Hauptmann a. D. Rolf Berger*.

## Kochs Flucht aus Ostpreussen

»Bis zum 22. April hatte Koch noch auf das märchenhafte militärische Wunder gehofft, das Hitler verheissen hatte, oder auf das ebenso märchenhafte politische Wunder, das für so viele zum Strohalm geworden war. Aber als an diesem 22. April aus den Funkmeldungen, die ihn erreichten, die Einschliessung Berlins und eine zunehmende Verwirrung im Führerhauptquartier hervorzugehen schien, begann er diese Hoffnungen zu begraben und sich auf den zweiten Plan einzustellen, den er schon so lange im Hintergrunde hielt: den Plan der Rettung seiner selbst. Er warf allerdings immer noch nicht alle Hoffnungen über Bord. Er wollte sich für den Fall, dass wider Erwarten doch noch ein Wunder eintreten würde, welches Hitler an der Macht erhielt, nicht so blossstellen, dass Hitler ihn als Feigling austossen und von einer weiteren Tätigkeit ausschliessen konnte.

Am Nachmittag des 22. April sprach Koch noch einmal davon, dass er, wenn Hitler zu einem Übereinkommen mit den Westmächten gelange und ein neuer Entscheidungskampf im Osten beginne, nach den Ereignissen in Ostpreussen mit den Russen erheblich anders umgehen werde als während seines kurzen Wirkens als Reichskommissar in der Ukraine. Er rechnete für diesen Fall - wenigstens nach aussen hin - noch immer damit, wieder Herr in seinem „Reich von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer“ zu werden. Aber das waren wohl nur noch letzte Äusserungen vor dem unwiderruflichen Zusammenbruch.

Die Angehörigen seines Stabes wurden von Stunde zu Stunde von grösserer Unruhe erfüllt. Den einen beseelte Misstrauen gegenüber den anderen. Die meisten erfüllte Angst und Furcht. Aber neben der Angst vor den Russen, die jetzt vor Pillau kämpften, und - wie ein aus Königsberg auf wunderbare Weise entkommener Ortsgruppenleiter berichtete - mit sämtlichen Parteileuten kurzen Prozess machten, erhob sich die Angst vor

Nur wenige Tage zuvor prangte noch auf grossen Plakaten mit Aufrufen des Gauleiters Erich Koch das Wort: »Ostpreussen kann nicht geräumt werden!« und die Bevölkerung wurde aufgerufen, jede Stadt in eine Festung, jedes Dorf in eine Burg zu verwandeln, aber dieser grossmäulige Satrap Hitlers zog es vor, die Soldaten und die ihm anvertraute Bevölkerung im Stich zu lassen, um seine eigene Haut und seine angehäuften Schätze zu retten. Hier trifft wohl ein Originalzitat von Gauleiter Erich Koch auf ihn selbst zu:

„Ein Hundsfoott, wer sich selbst in Sicherheit bringt!“



Abb.: Erich Koch - der Gauleiter von Ostpreussen in seinem Ambiente – Quelle: Bundesarchiv

Damit war Erich Koch aber nicht der einzige NS-Funktionär, der Anfang Mai 1945 über die *Rattenlinie Nord*<sup>201</sup> vom Osten nach Flensburg, Kiel und Hamburg flüchtete. Es gab unter den hierhin flüchtenden Nazigrössen die durchaus berechtigte Hoffnung, dass die britische Besatzungsmacht - wie in Grossbritannien damals üblich - auf die Meldepflicht verzichten würde. Dies bewahrheitete sich später und begünstigte so für viele Naziverbrecher die Möglichkeit des Untertauchens auf Dauer. Selbst der »Reichsführer SS« Heinrich Himmler setzte sich zusammen mit seinem Chefadjutanten Werner Grothmann und seinem persönlichen RFSS-Stab, der aus 150 Personen bestand, in Richtung Flensburg ab, das er am 2. Mai 1945 erreichte. Er hegte ja ebenfalls, wie auch der Gauleiter Erich Koch, die Hoffnung, dass er an der Regierung von Grossadmiral Dönitz beteiligt wird.

---

<sup>201</sup> Die „Rattenlinie Nord“ bezeichnet die Fluchtroute von zahlreichen hochrangigen Nationalsozialisten nach Schleswig-Holstein in Richtung Flensburg im Jahr 1945. Sie wird allgemein von anderen Rattenlinien, die aus Europa herausführten, getrennt betrachtet.

Die wohl nicht so ganz *freiwillige* Übergabe dieses Dokuments eines verstockten und unbelehrbaren Nationalsozialisten der ersten Stunde an das Archiv erfolgte, anders als bei Hitlers angeblichen Tagebüchern an den STERN, in einem billigen, eher unpräzisen und abgegriffenen, roten Schnellhefter aus Plastik.

Als Erich Koch am 12. November 1986, ohne Begnadigung im Gefängnis starb, wurde er des Nachts auf dem Friedhof in Barczewo - dem ehemaligen Wartenburg in Ostpreussen, dem Land, welches so sehr unter ihm leiden musste - anonym bestattet. Es waren nur ganz wenige Menschen dabei - sagte der Direktor. – „Das Grab wurde abseits unter dem Zaun errichtet und mit einem Kreuz versehen.“ Von Erich Kochs Grab findet sich heute an dieser Stelle keinerlei Spur mehr – und das ist auch gut so, damit es nicht zu einer weiteren Pilgerstätte für die *Neuen Nazis* wird.<sup>204</sup> Über den Verbleib des von Erich Koch über seine Stiftung angehäuften Vermögens, ist zwar bekannt, dass Millionenbeträge nach dem Westen verschoben worden sind, aber darüber, ob davon heute noch etwas vorhanden ist, wo es sich dann befindet und wer es in Besitz hat oder hatte - darüber gibt auch sein Letzter Wille keinerlei Auskunft. Das Ostpreussenblatt stellte darüber zwar bereits in einem Artikel vom 15. Januar 1953 Vermutungen an, kam wegen des Verbleibs aber auch zu keinem befriedigenden Ergebnis. Zumindest wurde damals eine Vermögensaufstellung der offiziellen Besitztümer der Stiftung sehr zeitnah im „Ostpreussenblatt“ veröffentlicht.

<p>Am 30. Januar 1943, in den gleichen Stunden, in denen der Vorhang über die Stallgrader Tragödie niederfiel, erließ der Gauleiter von Ostpreussen, Reichsverteidigungskommissar und Reichskommissar für die Ukraine, eine Schenkungsurkunde, in der die „Erich-Koch-Stiftung“, der Provinz Ostpreussen übergeben wurde, ausgenommen die Kunstwerke, die der Stadt Königsberg zugesprochen waren.</p> <p>„Diese Stiftung haben ich und meine treuen Mitarbeiter mit großer Liebe und noch größerer Sorge, Arbeit und Mühe – beginnend in den härtesten Kampftagen unserer Revolution – aufgebaut. Mögen alle diejenigen, die nach uns kommen – besonders die verantwortlichen Führer dieser Stiftung –, bei ihrer Arbeit eingedenk sein des nationalsozialistischen Grundsatzes, nach dem der Führer uns erzogen hat: Gemeinnutz geht vor Eigennutz.“</p> <p>Wer heute, fast zehn Jahre später, diese Sätze liest, dem kommt die Versuchung, sich vor einer Haltung zu beugen, die einen so offensichtlich preußischen Grundsatz zum Ausdruck brachte. Allein die Zeugen der Vergangenheit haben erfahren, was mit den Worten: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ für Schindluder getrieben worden ist. Auf den Idealismus des kleinen Mannes berechnet, an seine Opferbereitschaft und Selbstlosigkeit appellierend, hatte dieses Wort seine Wirkung nicht verfehlt. Aber inzwischen hatte Koch mit seiner Prätorianergarde, die ihn umgab – und nicht nur sie –, das Konzept bereits gründlich verdorben, denn der Gemeinnutz, den sie vertraten, baute sich auf Rechtsbrüchen, Terror und Habgier auf. Aus einem schönen Vorsatz war ein diabolisches Unternehmen geworden, und der Mann, der sich einst seiner einfachen Lebensweise in Königsberg gerühmt hatte, war längst Schlabbesitzer und Alleinherrscher geworden.</p>			
<h2>56 Firmen mit 121 Betrieben</h2> <p>Die Vermögensaufstellung der Stiftung wies Ende 1943 zwar „nur“ 56 Firmen auf, in ihnen waren aber 121 Betriebe enthalten. Hier ist die erste kurze Übersicht, die wir heute zur allgemeinen Orientierung unserer Leser gleich vornehmen:</p>			
Betriebe	Buchwert	Vermögen und stille Reserven	Voraussichtl. nachhaltiger Gewinn
41 Textilindustrie . . . . .	510 000,—	12 483 000,—	9 030 000,—
30 Ernährungswirtschaft . . . . .	910 000,—	13 384 000,—	10 352 000,—
19 Zeitungsverlage und Druckereien . . . . .	1 635 000,—	12 744 000,—	4 015 000,—
15 Holzbearbeitende Industrie . . . . .	1 356 000,—	3 831 000,—	1 216 000,—
13 Sonstige Betriebe . . . . .	1 235 000,—	2 906 000,—	620 000,—
	5 647 318,—	45 351 604,—	25 233 000,—
Der Ertragswert dieser Betriebe betrug aber in der Tat das Zehnfache dieser Summe.			
Dazu kamen weiterhin die „Residenzen“ des braunen Despoten, seine in der Stiftung getarnten Güter, und zwar die landwirtschaftlichen Besitzungen:			
	Vermögen	Ertragswert	
a) Gr.-Friedrichsberg . . . . .	2 000 000,—		
b) Hohendorf . . . . .	3 000 000,—	252 330 000,—	
c) Buchenhof . . . . .	20 000 000,—		
	25 000 000,—		
Dazu Darlehen an und von Stiftungsbetrieben . . . . .	6 381 000,—	43 381 000,—	
Zahlungen an Ludolf für Kriegspatenschaften . . . . .	12 000 000,—		
+ Vermögen der anderen Betriebe . . . . .	45 351 604,—		
	88 732 604,—	295 711 000,—	

Abb.: „Die Erich-Koch Stiftung - Geschichte eines Raubzuges – mit und ohne Moral“  
Das Ostpreussenblatt Jahrgang 4 / Folge 2 vom 15. Januar 1953

<sup>204</sup> Quelle: wu-ka in Gazeta Olsztyńska, 2013-12-27 17:50:27h

# GÖTTERDÄMMERUNG

Die nordische Mythologie beschreibt die *Götterdämmerung* als den *Untergang der Götter im Weltenbrand*, aus dem eine schönere Welt hervorgeht. Ein erstes Wetterleuchten zeigte sich bereits mit der verheerenden deutschen Niederlage bei Stalingrad und spätestens seit dem, als *D-Day* bekannten 6. Juni 1944, dem Tag als die alliierten Truppen in der Normandie landeten. Seitdem schwante nicht nur den Militärs, dass jetzt eigentlich etwas passieren müsste, zumal Hitler nach jeder Verschlechterung der Lage, immer unberechenbarer wurde, sondern auch in der Bevölkerung machte sich langsam Skepsis breit.

Rudolf Hess, der zweite Mann der *NSDAP*, wollte ja bereits am 10. Mai 1941 die britische Regierung zu einem Friedensschluss bewegen, als er ohne Wissen Hitlers erfolglos in das Vereinigte Königreich flog. Dort wurde er mit seiner „ME Bf 110E“ abgeschossen und wurde, nachdem er sich mit dem Fallschirm rettete, verhaftet. Diesen Vorfall „löste“ Hitler - nach einem cholerischen Tobsuchtsanfall - indem er Hess für *geisteskrank* erklären liess.

Mitte 1942 begann eine Gruppe deutscher Offiziere um Henning von Tresckow und Claus Schenk Graf von Stauffenberg, die ersten Pläne zu verwirklichen, die den Tod Hitlers zum Ziel hatten. Diese Bemühungen mündeten im Attentat vom 20. Juli 1944, welches der bedeutendste Umsturzversuch des militärischen Widerstandes gegen Hitler war, der jedoch knapp scheiterte und - mit 700 Inhaftierungen und mehr als 110 Exekutionen - tödlich für alle direkt Beteiligten endete. Dieser Anschlag veränderte Hitlers Persönlichkeit sichtlich.

Auch mein Onkel, der angehende Luftwaffenpilot und ältere Sohn meines Grossvaters, erlebte den 20. Juli 1944 auf eine ganz besondere Weise und geriet dabei, völlig ahnungslos, in eine ziemlich prekäre Situation. Hier ist seine Geschichte dazu:

Weil sich die stetig schlechter werdende Lage an den Fronten, auch bei der Luftwaffe bemerkbar machte, wurden auch die Zieldarstellungsflüge in Brüsterort im Juli 1944 eingestellt. Am 10. Juli um 02:45 Uhr startete Ewald zu einem letzten Nachtzieldarstellungsflug für FlaK- und Scheinwerferbatterien im Raum Königsberg bis Insterburg. Danach hiess es für ihn, Abschied nehmen von Brüsterort und weiter zur Stammdienststelle Divenow in Westpommern an der Ostsee.

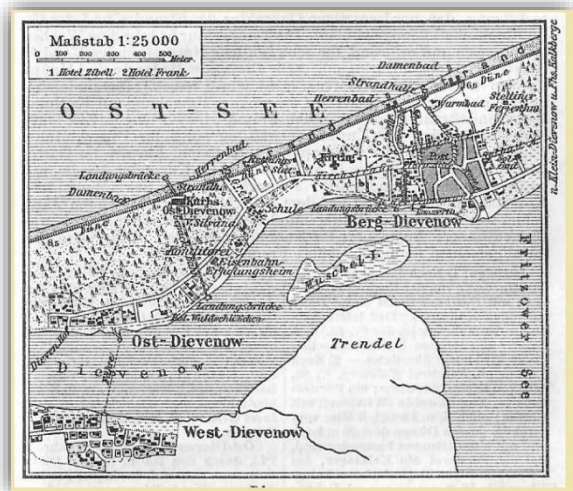


Abb.: Karte von Divenow - Hinterpommern

insgesamt 140 Deutsche und 375 dänische Kollaborateure erschossen und tausende von Anschlägen auf deutsche Einrichtungen unternommen haben.

Die deutschen Soldaten, der Arbeitsdienst und die Flieger des Standortes wurden nur kurz im Erdkampf gedrillt und Ende März 1945 an die immer näher rückende Ostfront verlegt, um dort noch im Verteidigungskampf der Heimat eingesetzt zu werden. Dabei blieb nur eine Wehrmachtseinheit zur Verteidigung der Region Aalborg zurück, bis die deutschen Besatzer in Dänemark am 5. Mai 1945 kapitulierten. Die anderen wurden, da sie ja nur Techniker und Spezialisten der Luftwaffe waren und weder eine ausreichende Kampfausbildung, noch über eine ausreichende Bewaffnung verfügten, als Landser an der nahenden Ostfront regelrecht verheizt.

Von allen Flugzeugführern sind lediglich dreissig Piloten mit Blindflugausbildung, einschliesslich meines Onkels, in Aalborg verblieben. Sie sollten dort für den Einsatz mit dem weltweit ersten zweistrahligen Düsenjäger trainiert werden, der *Messerschmitt Me 262*.



Abb.: restaurierte Messerschmitt Me 262 auf einem Flugfeld der US-Navy in Washington - Quelle: Boeing

Mit diesem Flugzeugtyp hätte das Dritte Reich den ersten Düsenjäger der Welt einsetzen können, aber Hitler verhinderte den frühzeitigen Einsatz. Ende November 1943 war er mit Messerschmitts Konstruktionen eines extrem schnellen und dennoch schwerbewaffneten *Luftüberlegenheitsjägers* nämlich unzufrieden und befahl, die Maschine stattdessen zu einem *Hochgeschwindigkeitsbomber* umzukonstruieren. Statt sich für eine kurzfristig verfügbare »*Wunderwaffe*« für den Einsatz gegen die zunehmenden Bomberangriffe auf deutsche Städte und Industrieanlagen zu entscheiden, liess Hitler die Maschine zeitaufwendig zum *Hochgeschwindigkeitsbomber* umkonstruieren. Hitler wollte damit lieber *Vergeltungsschläge* gegen England und die Amerikaner fliegen lassen, denn seine raketengetriebenen V1 und V2 »*Vergeltungswaffen*« genannten *Marschflugkörper* verfehlten ihm noch zu oft ihre Ziele.

In Brunau befand sich zuvor der Längstwellensender *Goliath*, der ab 1943 bis 1945 von der Kriegsmarine betrieben wurde, um Verbindung mit getauchten U-Booten herzustellen. Durch den Betrieb mit Längstwellen im Bereich 15 bis 60 kHz konnte erstmals bei Entfernungen von über 10.000 km die Kommunikation auch zu getauchten U-Booten ermöglicht werden, weil diese Wellenlänge sogar Wasser bis in drei Meter Tiefe durchdringt. Während des Krieges wurde von dieser Funkstation aus, der Funkverkehr der Marine und der des Feindes überwacht. Die hohe Leistung und Reichweite dieses Senders ermöglichte der deutschen Marineführung den Nachrichtenaustausch mit Schiffen und U-Boten bis nach Japan und vor die Küste der Vereinigten Staaten von Amerika.

Der *Goliath* befand sich auf einem 263 Hektar grossen Areal nordöstlich von Kalbe an der Milde. Mit einer Sendeleistung von einem Megawatt war die Anlage seinerzeit der stärkste Sender der Welt. Kurz vor dem Kriegsende, im April 1945, wurden jedoch Teile des Senders vom Betriebspersonal zerstört. Am 11. April 1945 besetzten Truppen der US-Armee das Gelände und nutzten es wegen der bereits vorhandenen hohen Umzäunung als Lager für bis zu 85.000 deutsche Kriegsgefangene.

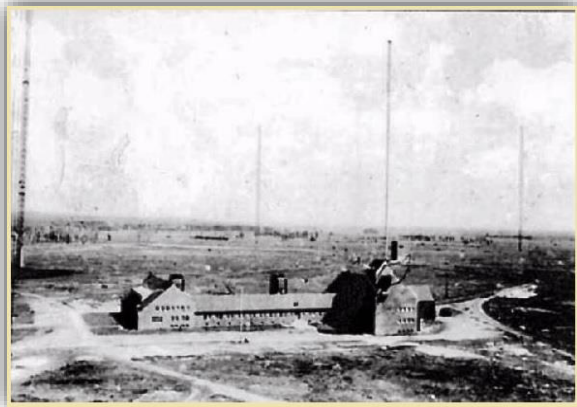


Abb.: Marine-Längstwellensender *Goliath* in Brunau (Kalbe)

Hier wurden auch mein Onkel und seine Kameraden als Kriegsgefangene bis Mitte Juli inhaftiert. Gemäss den Vereinbarungen der Konferenz von Jalta, wurde das Gebiet des heutigen Sachsen-Anhalts und damit auch der Goliath-Sender Ende Juni 1945 an die Rote Armee übergeben. Für meinen Onkel bedeutete das erneut: Abmarsch! - weiter Richtung Westen - aber in der Nacht zuvor beschloss er mit drei seiner Kameraden das entstandene Tohuwabohu dazu auszunutzen, erneut zu versuchen, sich gemeinsam in Richtung Bayern durchzuschlagen. Ein Teil des Lagers war bereits von Russen besetzt, aber in ihrem Bereich hatten noch die Amerikaner das Sagen. „Als das Gewusel immer hektischer wurde“ ... haben sie sich im offenen Verpflegungslager herumliegende Tornister schon einmal mit Proviant vollgestopft.

Als sie dann in den frühen Morgenstunden des Sonnabend laute sich nähernde Motoren-geräusche hörten, befürchteten sie, jetzt auch noch von den Russen verschleppt zu werden, aber es war ein Konvoi amerikanischer Lastwagen die da vorfuhren. Die Fahrer erklärten den Gefangenen, dass sie zu schade wären, um von den Russen nach Sibirien gebracht zu werden. Vielmehr würden sie jetzt, mit Unterstützung der Briten, in die westlich kontrollierte

in meinen Armen ein. Ich legte sie dann in ihren Kinderwagen und dachte, sie wird nie mehr aufwachen. Die ganze Fahrt dauerte von Sonnabend abends, den 20. bis Dienstagabend, den 23. Januar 1945. Gegen 18 Uhr kamen wir in Berlin an und sind dort am Schlesischen Bahnhof [heute Ostbahnhof] ausgestiegen und wurden dort vom Roten Kreuz empfangen. Die Kinder bekamen warme Milch und Brei - die Erwachsenen Brote und Tee.

Meine Kleine ist Gott sei Dank kurz vor Berlin wieder wach geworden und bekam jetzt ihr Fläschchen mit warmer Milch, die sie mit Heisshunger trank.«

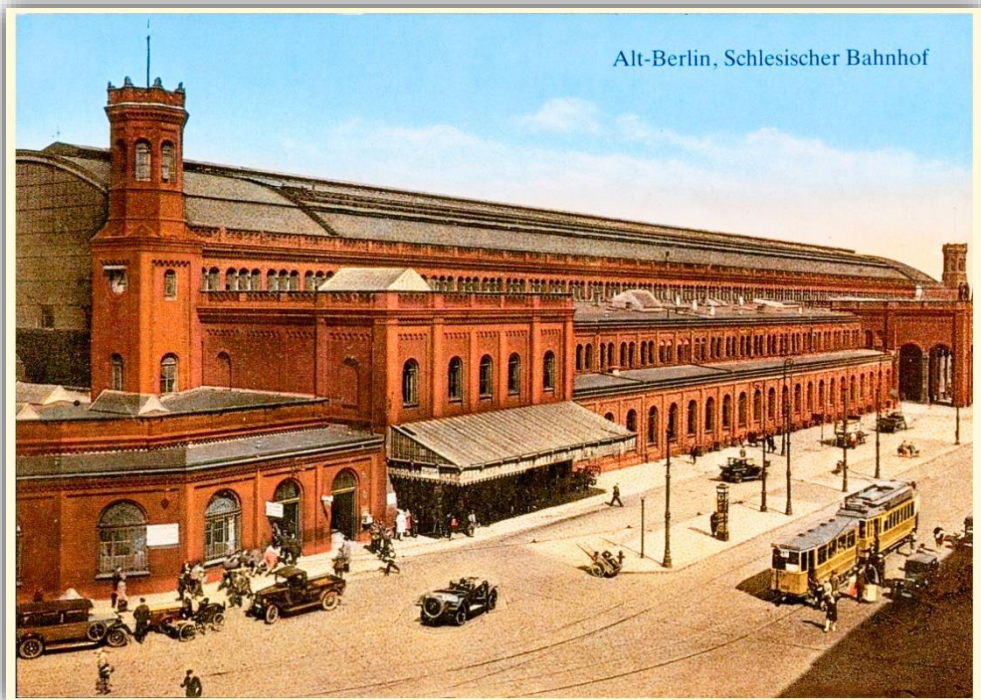


Abb.: Schlesischer Bahnhof (heute Ostbahnhof), Berlin 1939

Den Schlesischen Bahnhof nannte man damals auch das „Tor nach Osten“, weil von hier aus zum Beispiel die Züge Berlin – Küstrin – Landsberg – Schneidemühl – Dirschau – Königsberg – Insterburg – Gumbinnen – Stallupönen – Eydtkuhnen bis nach Sankt Petersburg, sowie die von Berlin – Küstrin – Landsberg – Schneidemühl – Bromberg – Thorn – Allenstein – Insterburg – Tilsit bis nach Memel fuhren. Er ist zentral gelegen im Berliner Bezirk Friedrichshain, unmittelbar angrenzend an Berlin Mitte.

Frau Plehn und ihre Zwillinge, die Schwester von Herrn Huhn, welche im Schlepptau meiner Grossmutter seit Leip mit dabei waren, gab ihr den Ratschlag, hier in Berlin auszusteigen und nicht weiter mitzufahren, denn dieser Zug fuhr ja mit den Angehörigen der

Besser gesagt pflegen müssen, denn die Maiden wurden dienstlich dazu angehalten - um die gute Laune und somit auch die Wehrkraft junger Männer in der Ferne zu erhalten - indem sie - ihnen völlig Unbekannten - nette Briefe schreiben mussten. Also beantragte man nun beim zuständigen Bezirksamt eine Umzugserlaubnis und behauptete, zu diesem „entfernten Verwandten“ nach Schleswig umziehen zu dürfen, leider habe man jedoch die genaue Adresse vergessen, aber wenn man erst einmal dort sei, werde man diese schon finden. Der zuständige Beamte war froh, einen weiteren Flüchtlingsfall durch Zuzug bei *Verwandten* so schnell lösen zu können. Meine Grossmutter liess sich auf dem Bezirksamt noch den Besoldungsanspruch ihres Mannes im Felde auszahlen und so stand der Reise – möglichst weit weg von den Russen – nun nichts mehr im Wege. Allerdings wurden die letzten Tage bis zur Abreise auch am Schlesischen Bahnhof immer schlimmer. Weil jetzt zwei- bis dreimal die Nacht Fliegeralarm war, kam man aus dem Luftschutzkeller kaum noch raus und immer ging es vier Treppen runter und vier Treppen wieder rauf in die Wohnung der Cousine.

Am 5. März 1945 war es dann endlich soweit und man hat sich in aller Frühe zum Bahnhof begeben, um den Zug nach Schleswig zu besteigen, aber kaum, nachdem dieser losgefahren war, wurde dieser von russischen Tieffliegern angegriffen. Sofort mussten alle Fahrgäste aussteigen und sich zwei Stunden lang im Wald verstecken. Erst danach ging es weiter und abends um 20:00 Uhr ist die Familie endlich in Schleswig angekommen.



Abb.: Schleswig an der Schlei mit Blick auf den Dom in den 30er Jahren

- - -

# DIE NEUE WELT

Nachdem nun die *Alte Welt* in Trümmern lag, sollte - ja musste eine *Neue Welt* entstehen, allerdings geschah dies nicht zum ersten Mal, denn Deutschland lag 1918 schon einmal am Boden. Als Metapher für den Wandel und für die Versprechen einer Zukunft eignet sich hier vielleicht auch der ungute Wandel des Publikums - wie in dem Musical-Film Cabaret - so auch in der *Neuen Welt in der Hasenheide* in Berlin-Neukölln.



Abb.: die „Neue Welt“ in der Hasenheide – Berlin-Neukölln

Die *Neue Welt* wurde 1880 als Etablissement für Volksbelustigungen errichtet und bot kurz nach dem ersten Weltkrieg im grossen Saal 2.000 Personen Platz. Dieser war ein beliebter Ort für Theater-Aufführungen und für politische Versammlungen. Vor allem die SPD und die Gewerkschaften führten zahlreiche Zusammenkünfte und Kundgebungen im Saal der Neuen Welt durch. Auf dem Gelände wurden die Errungenschaften der *Neuen Zeit* gezeigt und gefeiert. Exotik gab es in der „Indischen Halle“, davor eine grosse Teichanlage mit Springbrunnen und Kaskaden – künstlich angelegte Wasserfälle, ein Hippodrom, eine Freiluftmanege, sowie eine Halle für den „Ball champêtre“ - den „Ländlichen Ball“. Eine besondere Attraktion war auch die neue elektrische Eisenbahn des Wernher von Siemens.

Gespannt und hoffnungsvoll blickte damals die Weimarer Demokratie der Zukunft entgegen. Aber nach und nach waren dort nicht nur KPD und Gewerkschaften zu Gast, sondern auch rechte Gruppierungen wie *der Stahlhelm* - und mit dem Aufstieg der NSDAP

Die Erinnerungen der Zeitzeugen verändern sich im familiären Gespräch, sie unterliegen einer steten Neuschreibung durch die Kinder, Enkel und Zeitgenossen - und so waren die Gespräche oft eher *Opfer- oder Heldenerzählungen*.

Die Grosselterngeneration berichtete vor allem von Leiden, Mut und Schlauheit. Kritische Rückblicke waren selten. Diese Bilder passen zu den Wünschen der Zuhörer nach moralisch korrekten Geschichten, weil sie ihren Eltern und Grosseltern verbunden sind. Im Extremfall sind es sogar die Zuhörer, die Geschichten von Kriegsverbrechen und Mord in Opfer-Geschichten oder Berichte über widerständiges Verhalten euphemistisch umschreiben und Erfahrungen von Leid, Hunger, Flucht und Vertreibung werden dann von der Folgegeneration sogar in den Bildern des Holocausts erzählt.

In einem „Baustein zur nicht-rassistischen Bildungsarbeit“ des DGB-Bildungswerk Thüringen, wird für diese Art der Verweigerungs- und Umschreibungsprozesse der Begriff einer schrittweise gesteigerten Heldengeschichte, einer *kumulativen Heroisierung* geprägt. Mit jeder Generation erhält Opa dabei einen Freibrief oder einen Heldenorden mehr.<sup>216</sup>

Auf diese Weise findet eine *Wechselrahmung* statt: Die eigene Geschichte wird dabei mit Bildern wie aus Filmen erzählt. Die Bombardierung von Rostock wird heute z.B. mit dem Wortschatz der Krematorien deutscher Vernichtungslager beschrieben. Damit verblasst aber die Rolle der damals aktiv Entscheidenden (z.B. die des Bürgermeister Georg Stein in diesem Buch) und die der ausführenden Täter - wie hier beschrieben - die Rolle meines Grossvaters.

Diese Verweigerungs- und Umschreibungsprozesse werden heute gern von den Neuen Rechten genutzt, um beispielsweise, jeweils am 13. Februar, öffentlich der Bombardierung Dresdens durch die Alliierten und der Bombentoten zu gedenken und dabei, so wie 2005 der NPD-Abgeordnete im Sächsischen Landtag, Jürgen Gansel, vom „Bomben-Holocaust“ zu sprechen.

Auch in meiner Familie fand die Beteiligung meines Grossvaters am Holocaust, bis weit über seinen Tod hinaus, keinerlei Erwähnung. Von Niemand! Erst nachdem ich über die Lektüre der Lebenserinnerungen meiner Grossmutter und den Aufzeichnungen meines Onkels über die dort benannten Einsatzorte meines Grossvaters, vierzig Jahre nach dessen Tod stolperte, begann ich nachzufragen.

Als ich dann aber bei meiner Mutter und dem Onkel in Hamburg diesbezüglich nachhakte, kam zu den Themen „Lagerbewachung“ und „auswärtiger Einsatz“ von beiden unisono und reflexartig die entschuldigende Floskel: „Wenn er nicht geschossen hätte, dann wäre er selbst. ...“ Dazu schreibt Sven Deppisch<sup>217</sup> jedoch: „Während des *auswärtigen Einsatzes* zeigte sich oftmals, dass die Loyalität der Männer vor allem zu ihren Vorgesetzten, aber auch untereinander entschied, ob Polizisten am Judenmord teilnahmen.“

---

<sup>216</sup> „Baustein zur nicht-rassistischen Bildungsarbeit“ - DGB-Bildungswerk Thüringen e. V. [www.baustein.dgb-bwt.de](http://www.baustein.dgb-bwt.de)

<sup>217</sup> Sven Deppisch „Täter auf der Schulbank - Die Offiziersausbildung der Ordnungspolizei und der Holocaust“  
Seite 571, Tectum Verlag Baden-Baden 2017

Mir ging es bei meinen Recherchen zu diesem Buch nicht darum, meinem Opa dieses oder jenes Verbrechen posthum nachzuweisen, sondern um einen Versuch, zu verstehen, „WIE ?!“ all dies geschehen konnte, worüber ich in diesem Buch berichtet habe, denn es betraf und betrifft ja auch seine Kinder, zum Beispiel meinen Onkel und meine Mutter, aber auch mich selbst, meine Geschwister, also die Enkelgeneration und auch deren Kinder.

Es wurden zwar zwischenzeitlich so einige Bücher veröffentlicht - geschrieben von den Kindern, Enkeln oder anderen Nachfahren *prominenter* Nazigrößen, welche sich mit der Aufarbeitung dieser Fragen ebenfalls intensiv beschäftigt haben, aber das Thema: „der einfache Mann und dessen Werdegang in die Täterschaft“ - am Beispiel einer Biographie, ist hier bislang noch unterrepräsentiert.

Dabei waren es ja gerade diese „ganz normalen Männer“, die ihre Finger am Abzug der Waffen hatten - also die, mit der „Smoking Gun“ - die, die den Tod persönlich überbrachten, die, die nicht „nur“ Schreibtischtäter waren und sich damit herausreden wollten, sondern die, mit dem Blut der Opfer an den Händen und an der eigenen Uniform.

Ich fand bei meiner Recherche auch heraus, dass die Bevölkerung in Ostpreussen eine geradezu optimale Zielgruppe für die Heilsversprechen der Nationalsozialisten war, denn durch die Bestimmungen des Versailler Friedensvertrags, aufgrund des verlorenen Ersten Weltkriegs, waren die Bewohner dieses Gebiets ganz besonders hart betroffen.

Als dessen unmittelbare Folge musste Deutschland einen breiten Landstreifen zwischen Pommern im Westen und dem Unterlauf der Weichsel im Osten an Polen abtreten – den *Polnischen Korridor*. Damit war Ostpreussen komplett vom Landweg ins Deutsche Reich abgeschnitten und die Freie Stadt Danzig wurde ab 1920 als teil-souveräner, selbstständiger Freistaat aber mit polnischen Hafenrechten unter den Schutz des Völkerbundes gestellt.



Abb.: der polnische Korridor trennt Ostpreussen vom Reichsgebiet

Der Zugverkehr für Personen und Güter mit dem übrigen Deutschland führte nun über polnisches Gebiet und war fortan nur noch mit polnischen Lokomotiven und polnischem Personal möglich. Dabei wurden die Abteile der Transit-Züge verplombt und es war auch

mit dem Auto. Als dann nach dem Krieg der »KdF-Wagen« tatsächlich gebaut und im Jahr 1965 der zehnmillionste Käfer verkauft wird, litt der Erfinder des ersten „deutschen Volkswagen“ von 1933 - Josef Ganz – schon seit Jahren an Depressionen und lebte völlig verarmt in Australien. Er starb zwei Jahre später, am 26. Juli 1967, ohne eine einzige VW-Aktie zu besitzen, einsam mit gerade einmal neunundsechzig Jahren in St. Kilda, Australien.

Da die Nationalsozialisten, direkt nach der Machtübernahme, die gesamte Presse und den Rundfunk gleichgeschaltet und für ihre Propaganda instrumentalisiert hatten, gab es für die Deutschen kaum mehr unabhängige Informationsquellen und so glaubte man gerne den Lügen und Versprechungen des Führers, die sein Propagandaminister Joseph Goebbels über alle Kanäle trefflich in Szene zu setzen wusste. Selbst die Literatur und die Kunst machte sich das System untertan. Bereits mit der Bücherverbrennung am 10. Mai 1933 machte das Regime allen klar, wohin der Weg geht: die jüdische Literatur wurde verboten und gemeinsam mit den Werken unliebsamer Schriftsteller öffentlich verbrannt - kritische Schriftsteller wurden ausser Landes getrieben. Selbst der gefeierte Literaturnobelpreisträger Thomas Mann emigrierte 1933 in die Schweiz. Andere Literaten, wie Erich Kästner, der bei der Verbrennung seiner Bücher in Berlin vor Ort war, *überwinterten* unter Pseudonymen im Dritten Reich. Kästner schrieb 1942, mit einer Ausnahmegenehmigung von Goebbels, unter dem Pseudonym „Berthold Bürger“ nicht nur das Drehbuch für den Ufa-Erfolgsfilm »Münchhausen« mit Hans Albers in der Hauptrolle. Während Filmschaffende, wie Fritz Kortner, Fritz Lang, Max Ophüls, Otto Preminger und Billy Wilder (Billy Wilder) mit hunderten anderen ins Exil getrieben wurden, wird Adolf Hitler ein Fan der Dilettantin Leni Riefenstahl und beschloss, gemeinsam mit Reichspropagandaleiter Joseph Goebbels, sie für seine Propagandazwecke umfassend einzusetzen.

Riefenstahl erhielt daraufhin von ihm unter anderem den Auftrag, die Reichsparteitagstrilogie:

»Der Sieg des Glaubens«,  
 »Triumph des Willens« und  
 »Tag der Freiheit!« zu drehen.

Mit der ihr ganz eigenen Ästhetik heroisierte sie dabei in perfekt arrangierten Propagandastreifen sowohl die Naziideologie, als auch den Hitlerkult.



Abb.: Leni Riefenstahl bei Dreharbeiten in Polen 1939  
 Quelle: Ina Brockmann/Peter Reichelt/Bundesarchiv

und Reichsverteidigungskommissar für Ostpreussen sowie dessen Frau Claire pflegten. Zumindest unternahmen die beiden Damen im Jahre 1934 eine mehrmonatige gemeinsame Reise nach Argentinien. „Es wurde damals die Vermutung ausgesprochen, dass Frau Koch dabei Devisen ins Ausland geschafft und in irgendeiner Form angelegt habe. Eine andere Lesart ist die, Frau Koch habe damals Dokumente herausgebracht, welche Hitler und die Partei stark belasten.“<sup>227</sup> Und so etwas verbindet doch sehr. Dass Erich Koch für die zahllosen Verbrechen, die in seinem Herrschaftsbereich begangen worden sind, die Verantwortung trug, schien dessen Freundschaft mit dem Kirchenfürsten Müller nicht weiter zu belasten.

Nachdem Reichsbischof Müller und seine »Deutschen Christen« den sogenannten »Arierparagraphen« eingeführt hatten, gründete sich im September 1933 eine erste Gegenbewegung - der *Pfarrernotbund*, der alle deutschen Pfarrer zum Protest gegen den »Arierparagraphen« und zur Hilfe für Betroffene aufrief. Bis Mitte Oktober bekam der *Pfarrernotbund* eine feste organisatorische Struktur und bis Januar 1934 schlossen sich ihm etwa 7.000 Pfarrer, somit etwa ein Drittel aller evangelischen Theologen in Deutschland an.

Im Mai 1934 konstituierte sich daraus die *Bekennende Kirche*. Sie sah sich als die rechtmässige Evangelische Kirche in Deutschland an, verweigerte der nationalsozialistisch orientierten »Reichskirche« den Gehorsam und setzte sich damit einer systematischen Verfolgung durch die Nazis aus. Angehörige der *Bekennenden Kirche* wie der Pastor Martin Niemöller, der Landesbischof von Württemberg Theophil Wurm, Dietrich Bonhoeffer, Otto Dibelius, Ludwig Steil und viele andere wurden in Haft genommen oder unter Hausarrest gestellt. Neben Ludwig Steil, seit 1929 Gemeindepfarrer in Wanne-Eickel Holsterhausen, wurden etwa zwei Dutzend Mitglieder der *Bekennenden Kirche* von den Nazis ermordet - so auch Dietrich Bonhoeffer, einer ihrer profilierten Vertreter, der auch am deutschen Widerstand gegen den Nationalsozialismus beteiligt war. Es besteht aber heute wohl kein Zweifel mehr daran, dass die Mehrheit der Deutschen, ob evangelisch, katholisch oder glaubenslos - mit Ausnahme der verfolgten religiösen Gruppen und Juden - den Nazis wohlwollend bis begeistert gegenüberstanden und mitmachten. Mein Opa, mein Onkel und meine Mutter gehörten bis Kriegsende auch dazu.

Aber genau wie die Mitglieder meiner Familie, glaubte selbst Sophie Scholl anfangs an das von den Nationalsozialisten propagierte *Gemeinschaftsideal* und trat 1934 sogar dem »Bund Deutscher Mädel« (*BDM*) bei. Wie auch meine Mutter engagierte sie sich für ihre Jungmädel-Gruppe und wurde Scharführerin. - Doch ab 1936 entschied sich Sophie Scholl für einen anderen Weg. Gemeinsam mit ihrem Bruder Hans Scholl nahm sie am Gruppenleben der *dj.1.11* - der *Deutschen Jungenschaft vom 1. November 1929*, eines vom Stuttgarter Eberhard Koebel gegründeten Jugendbundes teil, die als wohl wichtigste Gruppe für die Herausbildung eines bündischen Gegenmilieus während des Nationalsozialismus gilt.

---

<sup>227</sup> Quelle: ein lesenswerter Artikel im *Mitteilungsblatt der Landsmannschaft Ostpreussen* vom 1. Juli 1949

wäre es gestern gewesen. „Wenn das eigene Ende näher rückt, werden Jugend und Kindheit wieder gegenwärtig. Oft seien es gerade die traumatischen, nicht verarbeiteten Erlebnisse, die wieder nach oben gespült würden. Die eigene Identität hängt an der Erinnerung.“ Das sagt jedenfalls der Professor für soziale Therapie Reinhard Lindner.<sup>230</sup>

Meine Mutter und mein Onkel und auch deren Eltern haben in jungen Jahren neben Nazismus, Krieg und Flucht auch deren Nachwehen erlebt: die Ruinen, den Mangel und obendrein ihre Diskriminierungen als *Vertriebene*. Diese Erfahrungen haben sie stark geprägt. Es hat sich bei ihnen geradezu eingebrannt. Mutter und Onkel waren ihrer Jugend beraubt. Diese *verlorenen Jahre* konnten sie nie wieder aufholen, denn nach dem Kriegsende sind sie mitten im Erwachsenenleben *aufgewacht* und die folgenden Jahrzehnte waren überlagert von *wichtigeren* Dingen, wie: Wohnung, Beruf, Geldverdienen, Ehe und Kinder. Doch erst zum Lebensende hin, konnten sie überhaupt darüber reden, ihre Erinnerungen niederschreiben oder aufzeichnen lassen. Es war für mich eine grosse Chance, dass meine Mutter und auch mein Onkel mit mir über ihre Lebenserinnerungen gesprochen haben, kurz bevor es zu spät dafür war. Vielleicht habe ich hier auch irgendwie ein Ventil geöffnet, so dass mir am Ende sogar mit meiner Mutter ein Dialog über bisher verdrängte Erinnerungen möglich wurde.

Ich denke, dass Erinnerungen oft auch vom Status des Erzählenden „eingefärbt“ sind, je nachdem, ob sie damals Täter, Opfer oder *ganz normale Leute* waren, aber nicht selten treffen alle drei Merkmale gleichzeitig zu. Letztlich muss der Rezipient solcher Botschaften sich sein eigenes Bild machen, indem er möglichst viele weitere, verifizierte Quellen dafür hinzuzieht, denn erst dann ergibt sich für ihn (möglicherweise) ein eingermassen realistisches Bild, welches dem Anspruch auf *Wahrheit* ziemlich nahekommt. Neben den Dokumenten aus Archiven und dem Stand der Forschung, haben Zeitzeugenberichte immer einen besonderen Stellenwert für die eigene Meinungsbildung. Wie in einem Gerichtsverfahren, haben Zeugenaussagen, neben den Sachbeweisen, eine unverzichtbare, ganz eigene Bedeutung.

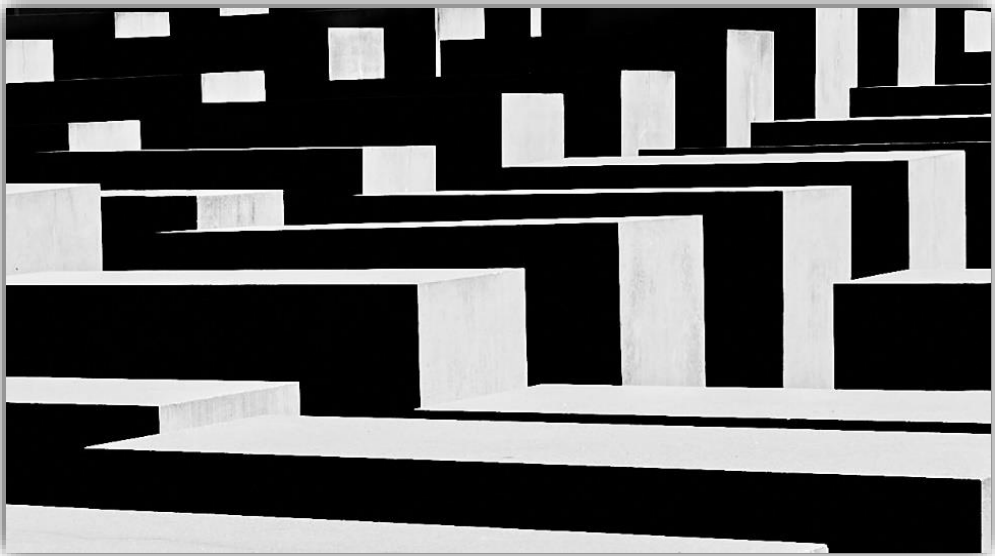
Vielleicht ermutigt dieses Buch Leserinnen und Leser ja dazu, dass auch sie sich auf die Suche nach den Wahrheiten in ihrer eigenen Familiengeschichte machen. Dies kann dann zwar mit einigen schmerzlichen Erkenntnissen verbunden sein, aber am Ende hat es auch eine befreiende Wirkung - sowohl für den der sucht, als auch für die, die Auskunft geben können und wollen. Fast alle Archive sind heute öffentlich zugänglich und für Familienangehörige sind oft auch Dokumente einsehbar, die ansonsten noch den Einschränkungen und Sperrfristen des Bundesdatenschutzgesetzes (BDSG) unterliegen.

Wenn man sich in die Realität dieser Dokumente einliest, sollte man sich aber vor einer vorschnellen Überheblichkeit, *dass man selber bei so etwas nie mitgemacht hätte*, hüten, denn im *Milgram-Experiment*, ein von dem amerikanischen Psychologen Stanley Milgram entwickeltes psychologisches Experiment, konnte dieser nachweisen, dass knapp 70 Prozent

<sup>230</sup> Reinhard Lindner, Professor für soziale Therapie an der Universität Kassel und Leiter der Arbeitsgruppe Psychosomatik der Deutschen Gesellschaft für Geriatrie (DGG).

# DENKMAL FÜR DIE ERMORDETEN JUDEN EUROPAS IN BERLIN

Das Denkmal mitten in Berlin ist die zentrale Holocaustgedenkstätte Deutschlands, ein Ort der Erinnerung und des Gedenkens an die bis zu sechs Millionen jüdischen Opfer des Holocaust. Es wurde am 10. Mai 2005 feierlich eröffnet. Das Denkmal besteht aus dem von Peter Eisenman entworfenen Stelenfeld und dem unterirdisch gelegenen Ort der Information. Das Mahnmal besteht aus einem wellenförmigen Feld aus 2.711 Betonstelen, das von allen Seiten durchgebar ist. Beim Wandeln zwischen den Säulen und den labyrinthartigen Gängen kommt bei Besuchern vielleicht ein kurzer Moment der Orientierungslosigkeit auf, der Raum für die Auseinandersetzung öffnen soll. Unter dem Mahnmal liegt der Ort der Information, der in Themenräumen die Verbrechen der Nazizeit dokumentiert.



*Verfemt Verstossen Gemartert  
Erschlagen Erhängt Vergast  
Millionen Opfer  
Der Nationalsozialistischen Gewaltherrschaft  
Beschwören Dich:  
Niemals Wieder!*

Ernst Bloch

∞